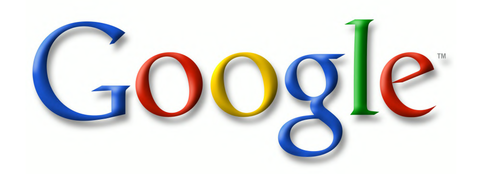



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TS



Die Verfasser- und Zeitfrage des dialogus de oratoribus.

Beilage zum Jahresbericht des Progymnasiums Hattingen-Ruhr 1905

von

Willy Bauer.

1905 Progr.-No. 417.

Hattingen-Ruhr.
Druck von C. Hundt sel. Wwe.
1905.

Meinen verehrten Kollegen, den Herren Oberlehrern Dr. Friedr. Weidling und Karl Grundmann, sowie Herrn cand. phil. Herm. Heinemann danke ich herzlich für gütige Unterstützung bei der Durchsicht der Korrekturbogen.

Hattingen-Ruhr, im März 1905.

Willy Bauer.

Übersicht.

Einleitung.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde in einem deutschen Kloster ein geistig hochbedeutsames Monument der sogenannten silbernen Latinität entdeckt: der dialogus de oratoribus — zusammen mit der Germania des Tacitus und einem Fragment Suetons.

Überliefert unter dem Titel „Corneli Taciti Dialogus de oratoribus“, hat diese kleine Schrift des Altertums wegen der vielen Rätsel und interessanten Probleme, die sie dem scharfsinnigen Forscher in überreicher Weise aufgab und darbot, die Philologen von vier Jahrhunderten beschäftigt. Ein ungünstiges Geschick schien über dem Werkchen zu schweben: durch kein weiteres direktes Zeugnis des Altertums unzweifelhaft beglaubigt, in der Literatur des Mittelalters völlig verschollen, ist die Schrift in einem durch nicht unansehnliche Lücken entstellten und verstümmelten Text auf uns gekommen, und an sie haben sich sofort — von der 1. deutschen Herausgabe an — die verschiedensten Streitfragen geknüpft. Das grösste Interesse aber von dem Jahre 1519 ab bis zum heutigen Tage haben klangvolle Namen der Philologenwelt vornehmlich der Beantwortung und Entscheidung zweier für das volle Verständnis der Schrift hochwichtigen Fragen entgegengebracht:

1. Wer ist der Verfasser dieses Dialogs über die Redner? und
2. In welche Zeit ist er zu setzen?

Seine endgiltige Lösung hat heute noch keines der beiden Probleme gefunden, wenn man sich auch allmäh-

lich daran gewöhnt hat, die Schrift unter dem Namen des überlieferten Autors gehen zu lassen. Noch aber besteht ein reger Kampf besonders um die zweite, in literarischer Hinsicht und für das Verständnis des Tacitus selbst bedeutsame Frage der Abfassungszeit, — und noch jüngst sind einige mit Entschiedenheit vertretene Meinungen aufgetaucht, die berufen scheinen, die Früchte langjähriger Untersuchungen illusorisch zu machen.

Angeregt durch die neueren einschlägigen Publikationen von A. Gudeman (Amerik. Ausgabe des Dialogus, Boston 1894), Eduard Norden (Antike Kunstprosa, Teubner 1898, I), Leo (Gött. gel. Anz. März 1898 Rezension Gudemans 169—188), C. John (Ausgabe des Dialogus, Berlin Weidmann 1898) und W. F. Kaiser („Quo tempore Dialogus de Oratoribus scriptus sit quaeritur" Diss. Leiden 1902)[1]) werde ich es nun im folgenden unternehmen, die Entwicklung der Dialogusfrage zu zeigen, indem ich nach einem kurzen geschichtlichen Überblick die Gründe sowohl gegen als für die taciteische Autorschaft und die verschiedenen Vermutungen über die Abfassungszeit des Dialogus[2]) darlegen und einer eingehenden Kritik unterziehen will.

---

[1]) Bei weiteren Zitaten verzichte ich im allgemeinen auf Wiederholung der Titel und beschränke mich auf Anführung des Namens der Verfasser mit Seitenzahlen.

[2]) Fernerhin genüge D.; für Tacitus T.

A. Abriss der Geschichte der Dialogusfrage.

Entsprechend dem oben angegebenen Plan werde ich nun zunächst, indem ich dabei zum Teil den erschöpfenden, wertvollen Ausführungen Weinkauffs (Dr. Franciscus Weinkauff: De Tacito Dialogi, qui de oratoribus inscribitur, Auctore. Editio nova atque aucta. Cöln 1880)* folge, eine historische Darstellung der ganzen Dialogusfrage versuchen, die zwar keinen Anspruch auf exakte Vollständigkeit erhebt — nicht jeden Namen, der in den Untersuchungen über den D. je einmal genannt und aufgetaucht ist, auch hier anzuführen werde ich mich gedrungen fühlen — wohl aber in knappem Gewande diejenigen Männer namhaft machen wird, durch deren einschlägige Forschungen und Arbeiten unser literarisches Problem sei es eine nachhaltige Förderung, sei es eine vorübergehende Hemmung erfahren hat.

a. 1519 wurde die überhaupt erste deutsche Herausgabe der Gesamtwerke des T. von Beatus Rhenanus, einem mit Erasmus von Rotterdam eng befreundeten Humanisten, veranstaltet. In dieser Ausgabe hatte auch der D. Aufnahme gefunden: aber schon mit seinem ersten öffentlichen Erscheinen beginnen die verschiedentlichsten

* cf. pag. 8 Anm. 1.

Kontroversen — und so bezweifelt denn B. Rh. selbst bereits aus stilistischen Gründen die tacit. Abfassung. Damit aber gab er zugleich den Anstoss zu einer von nun an nicht mehr verstummenden Diskussion über Zeit, ja selbst Zeitalter und Vf. des D.

Grösseren Einfluss übte ca. 50 Jhr. später das gewichtige Urteil des bekannten angesehenen Tacitusforschers Justus Lipsius aus, der in seiner krit. Ausg. des T., Antwerpen 1574, den D. direkt dem T. absprach und dem Quintilianus zuwies, für den der ganze Stil, die meisten Redensarten und die chronologische Frage zeugten. Später aber, in der 3. Ausgabe (Leiden 1585), zog er sein erstes Urteil zurück und sprach sich aus stilistischen Gründen für einen unbekannten Vf. aus (ambigo et quum multa dixerim, claudo tamen omnia et signo hoc responso, mihi non liquere).

Es kann uns nicht wundern, wenn das Endurteil einer Autorität wie Lipsius lange Zeit hindurch die nachhaltigste Wirkung übte. Nur wenige Gelehrte — ich nenne nur Scaliger — hielten von nun ab an T. als dem Autor des D. fest. Allerdings mit dem Anonymus des Lipsius konnten sich nur wenige befreunden, so Curtius Pichena, Faber, Joh. Ger. Vossius, und viele rieten — Weinkauff bedient sich mit Recht des scharfen Ausdrucks — mit unzulänglichen Gründen auf einen Zeitgenossen des T., auf seinen Freund Plinius d. J., auf Sueton, ja es fehlte auch nicht an solchen, die den Maternus, in dessen Hause der Vf. den D. gehalten sein lässt, als Autor annehmen und verteidigen. Die meisten deutschen und niederländischen Gelehrten hielten indess an Lipsius' erster Hypothese fest und erklärten sich für Quintilian, der einen nachdrücklichen Verteidiger in C. A. Heumann, Göttingen 1719, fand. Gegen H. erhob sich der Württemberger J. J. Heinr. Nast, Lehrer an der Stuttgarter Karlsschule, in seiner Übersetzung des D., Halle 1787. Er wies die

Schrift dem jüngeren Plinius zu und fand damit viel Zustimmung, damals und auch noch in neuerer Zeit (Fr. Hess 1831, Aug. Wittich 1839, Kramarczik 1841). Sein energisches Eintreten für Plinius hatte jedenfalls den Erfolg, dass Heumanns Ansicht fürderhin niemand mehr mit Glück zu verfechten wagte; den Todesstoss aber gab jener Hypothese von 1719 die im Anfang des vor. Jahrhunderts (1803) erschienene Ausgabe des Quint. von Spalding, der in einer langen Anmerkung zu Quint. VI. prooem. 3 (vol. II. [1803] pag. 424 ff.) mit schlagenden Gründen den D. dem Quint. absprach.

Selbst F. A. Wolf trat nun wieder für den Lipsiusschen Anonymus ein — sehr zum Schaden der Dialogusstudien, die insofern eine Hemmung in ihrem Fortgange erfuhren, als nun die besten Tacitus- und Dialogusforscher durch die Stellungnahme eines F. A. Wolf unwillkürlich in ihrem Urteil sich beeinflussen liessen.

Bisher hatte man vornehmlich aus sprachlichen, stilistischen und chronologischen Gründen den D. dem T. abgesprochen. Um so mehr Aufsehen erregte es daher, als plötzlich im Anfang des 19. Jhr. A. G. Lange, Lehrer an der berühmten Fürstenschule zu Pforta, in einem erhaltenen Schriftsteller des silbernen Literaturzeitalters einen untrüglichen Fingerzeig entdeckt zu haben behauptete. Da er in einer Pliniusstelle (ep. 9, 10) einen deutlichen Hinweis auf T. erblicken zu müssen glaubte, so trat er an Hand dieses und anderer, hauptsächlich innerer Argumente erneut für T. ein (Beckii sem. act. Lips. I, 77—88, 1811). Nun kam die t. Autorschaft wieder zu Ehren: Niebuhr bekannte sich gerne zu ihr, nicht minder Peerlkamp und Döderlein.

Aber der kaum geretteten t. Autorschaft erstand gar bald wieder ein hitziger Gegner in Heinr. Gutmann, Pfarrer zu Meila am Zürchersee, indem er als Parteigänger Wolfs die Hypothese Langes teils aus stilist., teils

aus chronol. Gründen verwarf. Auch gegen die von Nost früher vertretene plinianische Abfassung zog er zu Felde und wagte den Rückschritt zu des Lipsius Anonymus. Seine Beweisführung erschien in seiner Übersetzung der Werke des T. Stuttgart 1830. Auch Orelli nahm in jenem Jahre in seine Ausgabe ausser Lipsius' alter Bekämpfung diese Gutmannsche Gegenschrift, qua Tacitum Dialogi scriptorem non esse demonstratur, auf. Orelli selbst dagegen trat, obgleich ein Schüler F. A. Wolfs, entschieden auf Langes Seite, dem auch Boeckh, Dronke, Seebode, Bach, Ritter, Nipperdey, Massmann, Walch, Teuffel, Pabst (Lpz. 1841) u. a. mehr sich anschlossen.

Eine bedeutende Stelle in der Kontroverse über den d. d. or. nimmt dann F. A. Eckstein ein, der in seinen meisterhaften „prolegomena in Taciti qui vulgo fertur Dial. de orat." (Halle 1835) zum ersten Male eine ohne alle Leidenschaft geschriebene Darstellung a l l e r den D. berührenden Fragen gibt. Allein trotz sorgfältigster Erwägung aller für T. sprechenden Umstände, trotz aller Zugeständnisse sieht er sich genötigt, aus stilistischen Gründen den D. dem T. abzusprechen und die Frage nach dem Autor offen zu lassen (cf. pag. 84), indem er seine Abhandlung mit den Worten schliesst: „. . . . summann superesse difficultatem in dicendi genere a Taciti usu plane abhorrente positam, quare totam rem, dum meliora proferantur, in medio relinquendam esse censuimus."

Zu demselben für T. negativen Endresultat wie Eckstein kamen dann auch Eichstädt (Jena 1839), der das Gespräch von einem Nachahmer des T. geschrieben sein lässt, Bernhardy in seiner Römischen Literaturgeschichte 3. A. 1857, ebenfalls wieder aus stilistischen Gründen, und Ribbeck (Gesch. der römischen Dichtung IV p. 80).

Das Jahr 1849 hatte wieder einen Verteidiger der t. Autorschaft gebracht in der Schrift des Franzosen A.

Dupré: „Dialogum de orat. nec Quint. nec cuivis alii sed Tacito adiudicandum esse“ (Calais 1849). Gegen ihn aber und zugleich gegen Fr. W. Thiersch, der unbedenklich entschieden für T. eingetreten war und die Jahre 79—81 als Abfassungszeit angenommen hatte (Münch. gel. Anz. 1848 Nr. 131 ff.), wandte sich sofort abermals Gutmann (Jahns Jahrbuch April 1849, 15, Suppl. B. 1. Heft) und verteidigte seine alte Ansicht, indem er einige stilistische Mängel des D. als die Spuren einer älteren, bereits sinkenden Latinität erkennen zu müssen vermeinte. Als Abfassungszeit dünkt ihm also nur die Zeit nach Domitian in Betracht zu kommen, während Nipperdey in seiner Annalenausgabe, Leipzig 1851, Einl. S. VII, den D. als taciteisch bezeichnet und ins Jahr 81 verweist. Von den anderen einschlägigen Schriften der 50er Jahre ist vielleicht nur noch zu nennen Haases Ausgabe, Berlin 1855, welche u. a. die Hinfälligkeit von Plinius' angeblichem Zeugnis zu beweisen versuchte.

Eine neue Phase in der Dialogfrage beginnt mit einem umfangreichen, exakten Werke, den „Untersuchungen über den Dialog des T.“ von Franz Weinkauff, Köln 1857 und 1859, in neuer erweiteter Auflage erschienen 1880. Als Abfassungszeit war der nicht unlöbliche Beginn von Domitians Regierung angenommen. Weinkauffs Verdienst beruht vor allem darauf, dass er sich nicht darauf heschränkte, den Stilunterschied zwischen den historischen Schriften des T. und dem D. einfach zu konstatieren, sondern dass er eine Erklärung desselben versuchte. Er fand nun wohl eine Menge auffallender Ähnlichkeiten, vermochte aber keine genügende Erklärungen für die Abweichungen beizubringen. Dies blieb vielmehr Wölfflin vorbehalten, wie wir bald sehen werden.

Weinkauffs Veröffenflichungen wurden im allgemeinen recht günstig aufgenommen. Da entbrannte die Streitfrage, die nun einigermassen geschlichtet schien,

aufs neue, als Nipperdey in der 3. A. Berlin 1862 seine frühere Meinung über die Abfassungszeit aufgab und in das Lager Gutmanns überging (cf. Weinkauff pag XXX). Mit der Annahme der späten Abf. im J. 98 aber drückte Nipperdey den Gegnern der t. Autorschaft überhaupt eine scharfe Waffe in die Hand, indem sich der aus stilistischen Bedenken entsprungene Streit um den Urheber des D. nun gar bald fast einzig um die chronologische Frage drehte (Weink. p. XXXIX).

Zunächst erschien gegen die Einwendungen Nipperdeys eine Abhandlung von Prof. Dr. Wilh. Steiner, Kreuznach 1863. Dieses berühmte Programm betont zum ersten Mal gebührend den Wert der Handschriften als Beweisgrund. Der wertvollste Teil ist der Nachweis, dass ein späteres Datum als die Abf.-Z. unter Titus aus chronologischen Gründen nicht annehmbar ist. („T. hat den D. nicht unter oder nach, sondern vor Domitian geschrieben oder er hat ihn gar nicht geschrieben"). Steiner protestierte gegen Nipperdeys Annahme der späten Abf. unter Dom. wegen der dann unerklärbaren Verschiedenheit der Schreibart.

Diese Erklärung der Stildifferenz war aber bereits 1858 von W. S. Teuffel (Fleckeis. Jahrb. LXXVII p. 285 ff.) angebahnt worden und erhielt nun 1868 eine prächtige selbständige Fortsetzung durch Drägers Schrift über tac. Stil und Sprache und durch Wöfflins berühmte Sprachuntersuchungen. In einer Reihe von Aufsätzen im Philol. 1868 XXV, 96 wies nämlich W. durch geschickt gewählte Beispiele nach, dass die stilistische Verschiedenheit zwischen D. und den übrigen Schriften des T. nur das natürliche Resultat einer folgerichtigen Entwicklung ist. Überhaupt war dieses Jahr 1868 sehr fruchtbar für den D., denn auch die gute textkritische Ausgabe von A. Michaëlis verdanken wir diesem Jahre (Leipz. Breitkopf u. Härtel).

Nach den eingehenden Arbeiten Weinkauffs, Steiners und Wölfflins fanden sich die Gegner der Echtheit des D. gezwungen, ihre Gründe in chronologischen Argumenten zu suchen, nach welchen die Zeit der Abf. eine spätere sein musste als die Rgg.-Zeit des Titus, womit dann für sie erwiesen war, dass T. den D. nicht geschrieben haben konnte wegen des enormen Stilunterschiedes in dem ihm unmittelbar folgenden Agricola.

Der eifrigste Vertreter dieser Ansicht war der verdienstvolle Tacitusforscher Andresen, Leipz. 1878, welchem auch noch in seiner Neuausgabe von 1891 nach dem jetzigen Stande der Untersuchungen die Autorfrage als ungelöst erscheinen muss.

Die meisten der angeblichen chronologischen Schwierigkeiten weist Jansen zurück in einer der besten bisher gelieferten Abhandlungen („De Tacito Dialogi Auctore" · Diss. Groningen 1878). Psychologische und rhetorische Gründe werden auch hier erbracht, um den Wechsel im Stil zu erklären,, der so auffallend ist in den anerkannten Werken des T.

Eine brauchbare erklärende und kritische Ausgabe lieferte Peter (Jena 1877).

Als sehr gute Leistung stellt sich sodann die erweiterte Neuauflage von Fr. Weinkauff (Köln 1880) dar, der in dieser Ausgabe seine frühere Ansicht über die Abfassungszeit fallen lässt und für das Jahr 81 eintritt.

Nochmal eine neue Epoche der Geschichte der Schicksale des D. bezeichnet schliesslich das letzte Dezennium des zu Ende gegangenen 19. Jahrhunderts. Diese zehn Jahre haben die Dialogliteratur nicht unwesentlich und nicht zu ihrem Nachteil bereichert und auch eine neue Hypothese in den Kampf der widerstreitenden Meinungen geworfen. Wenn wir von Novák, dessen mir nicht zur Verfügung stehende, in tschechischer Sprache geschriebene Arbeit (1889; neue A. 1902, bespr. von Andresen in d.

Zeitsch. f. d. Gymnasialw. p. 260 f.) auf Quintilianus als Urheber zurückgreift — übrigens wie Gudeman (Prolegom. pag. XV) meint: „a laborious attempt to resuscitate the Quintilian theory, " "non melius" " to use Aper's words," " quam [alii] sed felicius quia illum fecisse pauciores sciunt" " — wenn wir weiter von Luigi Valmaggi, der seiner kommentierten Ausg. des D. von 1890 nun „La critica del Dialogo degli oratori nell' ultimo decennio", Torino 1899 (Estratto dalla Rivista di Filologia e d' Istruzione classica XXVII, 2), hat folgen lassen, und von Andresen 1891, der sich noch immer nicht für den einen oder andern Autor entscheiden kann, absehen, so treten alle Erklärer und Kritiker dieses Zeitraums für T. in die Schranken. Aber während Steiner und seine Anhänger mit der Ansetzung der Schrift nach Domitianus auch die Autorschaft des T. fallen lassen zu müssen glauben, meint eine neuere Gruppe, dass dies durchaus an der taciteischen Echtheit nichts zu ändern vermöge. Diese Neuesten sind vornehmlich Ed. Norden*, Friedr. Leo*, v. Wilamowitz-Möllendorf (Hermes 1900 p. 25), Schanz in seiner Röm. Lit. 1901, 2. Aufl., der in dem D. „eine mit Bewusstsein vollzogene künstlerische Tat" sieht, und W. F. Kaiser* in seiner Leydener Diss.. Dagegen bleiben bei der hergebrachten Anschauung ausser den bereits genannten Herausgebern des D. hauptsächlich die englischen Ausgaben Alfred Gudemans (Boston 1894), der in den Spuren Weinkauffs wandelt, und Petersons (Oxford 1893), der mit Wolff (Gotha 1890) u. a. den Beginn der Regierungszeit Domitians als Abfassungszeit annimmt, und die jetzt wohl beste erklärende deutsche Ausgabe von C. John (Berlin 1899).

---

* cf. pag. 8 Anm. 1.

B. Die Konkurrenten der Taciteischen Autorschaft.

Ich wende mich nun im folgenden dem ersten Teil der Aufgabe, die ich mir stellte, zu, indem ich zunächst das durch die einzelnen Theorieen, die das Verfasserproblem nach der für T. negativen Seite hin gezeitigt hat, dargebotene Material sichten und charakterisieren werde.

Wer ist der Verfasser des Dialogs? Auf der richtigen Beantwortung dieser Frage beruht naturgemäss auch das richtige Verständnis für die Beurteilung der ganzen Schrift.

Der D. ist überliefert mit des P. Corn. Tacitus Schriften. Aber bereits der erste deutsche Herausgeber derselben, Beatus Rhenanus, bezweifelt 1519 die tac. Echtheit und eröffnet damit eine sich durch Jahrhunderte erstreckende Diskussion. Es werden im Laufe der Zeiten die verschiedensten Versuche gemacht, den oder jenen Autor als Vf. des D. zu agnoszieren. Doch nicht alle dieser Versuche können literarhistorische Bedeutung für sich beanspruchen. Gewisse Voraussetzungen erfordert doch sicherlich jede beliebige Ansicht; wo aber bleiben diese, wenn einige Franzosen und Italiener es fertig brachten, für Curiatius Maternus als den Vf. der Schrift einzutreten,

von dem andere wieder hartnäckig behaupten, er sei zur Zeit der Abf. der Schrift bereits als tot zu denken? Könnten wir da wohl nicht mit ebenso viel Recht und Glück unter Umständen auch eine Verteidigung der Autorschaft des Secundus versuchen?

Auch über die einem Sueton zugeschobene Autorschaft (apud Baluzium in Miscell. II pag. 451) ernstlich zu disputieren, dürfte sich nicht verlohnen; denn würde Sueton als Vf. die im 17. Cap. des D. fixierte Zeit des Gespräches zusammenfallen haben lassen mit seinem ungefähr in jene sexta principatus Vespasiani statio zu setzenden Geburtsjahr? Ja, man hat sich sogar soweit in dieser Frage verirrt, dass man einen bereits unter Augustus verstorbenen M. Valerius Messala Corvinus als Vf. annahm! Da kann man es sicherlich Eckstein nicht verargen, wenn er solchen Hypothesen gegenüber p. 46 unmutsvoll bemerkt: „Sed taedet diutius in hisce argutiis commorari, quas credat Judaeus Apella, non ego! Serio haec refutandi labore iure supersedebimus.“

Doch wenn wir von diesen allzu fadenscheinigen Eintagsfliegen absehen, so bleiben uns als wirklich kampffähige Bewerber um die Autorschaft des D. nur drei Namen: Quintilianus, Plinius und Tacitus — während eine vierte Gruppe von Gelehrten, der keiner auch dieser drei Schriftsteller in Betracht kommen zu können scheint, sich für einen uns dem Namen nach unbekannten Schriftsteller, einen Anonymus, entscheidet.

Der erste, welcher in Quintilianus den Vater des D. vermutete, war Justus Lipsius in seiner Ausgabe von 1574. Wenn er auch a. 1585 diese Ansicht wieder fallen liess, so war es doch unausbleiblich, dass das ernsthafte Urteil eines so fruchtbaren Tacitusforschers noch lange Zeit sich Anhänger gewann, deren bedeutendster wohl in C. A. Heumann (Göttingen 1719) erstand.

Es ist wahr, dass die für Q. vorgebrachten Argumente wenigstens einen Schatten von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Es wurde geltend gemacht, Q. selbst scheine den D. als sein Eigentum in Anspruch zu nehmen, wenn er inst. orat. VI prooem. 3 u. VIII, 6 eine seiner Schriften mit dem Titel „de causis corruptae eloquentiae“ bezeichnet, welche nun Lipsius in dem wieder aufgefundenen D. zu erkennen glaubte. Allein dem ist entgegenzuhalten, dass dieser Titel zwar einen Teil des Inhalts des D. richtig bezeichnet, nicht aber den ganzen Inhalt zu decken vermag. Den Zusatz und Untertitel „sive de caus. corr. eloqu.“ hat übrigens erst Lipsius den Noten vorgesetzt (vgl. Wittich, Seebodes Neue Jahrb. 1839, V. Suppl. 2. Heft). Ferner aber verweist Q. selbst an verschiedenen Stellen seiner institutio (cf. VIII, 6, VIII 3, 58, V 12, 23) auf Stellen in seiner verloren gegangenen Schrift de causis corr. el. — von all' dem aber ist im D. bei bestem Willen nichts zu entdecken; und wäre es nicht mehr als ein Verhängnis, wenn nun gerade die von Q. angezogenen Punkte sich samt und sonders in den ja unstreitig vorhandenen Lücken des D. befunden haben sollten?

Mehr allerdings fällt ein anderer Grund der Verfechter von Q.s Autorschaft ins Gewicht, nämlich die offenbare Gleichheit des Stiles und der Gedanken des D. mit den uns unter Q.s Namen überlieferten Schriften. Und sicherlich: es ist ganz und gar nicht in Abrede zu stellen, dass viele Gedanken der inst. auch im D., manchmal sogar mit wörtlicher Anlehnung wiederkehren. Aber wir werden bald sehen, dass zahlreiche im D. vorkommenden Redewendungen auch dem Plinius entsprechen. Und sollte das den unbefangenen Kritiker wundern bei einer Schrift, die doch dem gleichen Zeitalter — dem der silbernen Latinität — entstammt, aus dessen Geist heraus Quint. und Plin. wie Tac. ihre Werke schufen? Ohne

Zweifel zeigen der D. und Quint. viele gegenseitige Ähnlichkeiten, vielfach beiderseits Entlehnungen aus andern Schriftstellern, oder aber Redewendungen, die allen damaligen Autoren geläufig und gemeinsam waren. Ich stimme auch unbedingt Weinkauff (p. CLVI) zu, wenn er meint, die Übereinstimmung des D. mit Q. erkläre sich zum Teil aus dem gleichen rhetorischen Stoff, den beide behandeln, dem identischen Ideenkreis. Andererseits ist meines Erachtens ebenso unbestreitbar, dass ebenso viele direkte gegenteilige Ansichten in den beiden Schriften (cf. Gudemann p. LXII u. p. 83 Anm. 6 zu D. 5) sich zeigen als zufällige Anklänge und Übereinstimmungen, wie sie von den Verteidigern des Q. mühsam zusammengesucht werden.

Eine neuere Ansicht, die besonders Schanz in seiner Röm. Lit. Gesch. 2. A. 1901 vertritt, geht dahin, dass der Vf. des D. wenigstens in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu Q. sich befunden habe, indem der Vf. des D. die einschlägige verloren gegangene Schrift de caus. corr. el. bereits vor sich hatte und seiner Schrift nun einen leisen polemischen Charakter aufdrückte — eine Ansicht, die aus einer irrigen Annahme der Abfassungszeit des D. resultiert.

Es gibt sodann auch positive Gründe, die sich gegen Q. ins Feld führen lassen. Erstlich kämen wir mit einer nicht wegzudisputierenden, deutlichen Angabe des D. in Konflikt, wollten wir Q. als Verfasser gelten lassen. Denn D. cap. 1 heisst es ausdrücklich, der Vf. habe dem Gespräch als iuvenis admodum beigewohnt. Da ich ferner weiter unten als Zeit des Gesprächs (nach Cap. 17) das Jahr 74 fixieren werde, so wäre der a. 42 geb. Quint. demnach zur Zeit der Unterredung bereits im 33. Lebensjahr gestanden, eine Lebensstufe, auf der er sich doch wohl kaum mehr als noch sehr jung bezeichnet haben würde. Q.

muss uns also als zu alt erscheinen, um Vf. des D. sein zu können (cf. Steiner p. 4.)

Steiner weist ferner p. 9 treffend darauf hin, dass von den 11 codices, die den D. enthalten, nur cod. VII den Zusatz „Quinctil." trägt, der obendrein von anderer Hand mit anderer Tinte hinzugesetzt ist. Überhaupt finde sich der D. in keiner einzigen Handschrift des Q. oder Plinius!

Im übrigen erscheint es mir anffallend, dass die unüberwindlichen chronologischen Schwierigkeiten, die sich bei der Annahme der quintilianischen Autorschaft ergeben, von den meisten Vertretern dieser Theorie entweder absichtlich ignoriert oder als unwichtig bei Seite geschoben werden. So erscheinen auch Eckstein nach eingehender Untersuchung die für Q. vorgebrachten Gründe nicht als ausreichend, sodass er p. 61 zu dem Schlusse kommt: . . . „statuamus, quamvis dicendi genus a Quintiliani usu non abhorreat cum eodemque dialogi argumentum planissime congruat, sententiarum tamen non levem discrepantiam et temporum rationem repugnare, quominus hic liber Quintiliano tribuatur, ipsiusque testimonium, quod fertur, nihili esse."

Diese Erwägungen dürften hinreichen, um den D. dem Q. abzusprechen. Wohl führt Wittich noch einige andere positive Gründe gegen Q. ins Treffen, doch ich kann sie, ohne den Vorwurf der Nachlässigkeit zu fürchten, hier unberücksichtigt lassen, da sie bei ihrer Unbedeutendheit nie zu einer Erörterung Anlass gegeben haben, sondern mit Recht überall mit Stillschweigen übergangen wurden.

Konnte das eben erörterte Problem von Q.s Autorschaft wenigstens noch Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben, so dürfte selbst diese schwinden, falls wir den jüngeren Plinius als Vf. unserer Schrift reklamieren wollten. Denn die meisten Argumente, mit denen Nast, Hess, Wittich, Kramarczik u. a. — die Neuesten lassen neues

Material vermissen — für Plinius plaidieren, entbehren bei näherem Zusehen vollständig jeglicher realen Basis und fallen in nichts zusammen.

Man behauptete, dass das Datum der Handlung ganz und gar mit den feststellbaren Daten aus des P. Leben übereinstimme. Der Zuhörer war z. Z. des Gesprächs, das a. 74 oder 75 anzusetzen ist, nach seiner eigenen Aussage cap 1. ein iuvenis admodum. Nun erhebt sich allerdings die Frage: welche Stufe des menschlichen Lebens ist unter diesem Ausdruck zu verstehen? Der Streit um dieses iuvenis admodum bildet in der Dialogusliteratur ein nicht kleines Kapitel für sich — doch kann es uns Wunder nehmen, wenn die meisten Gelehrten je nach ihrer sonstigen Stellungnahme für oder wider einen Autor ihre Ansicht über diesen Kautschukbegriff einer Altersangabe eingerichtet haben?

Wir finden allerdings bei der Lektüre der Klassiker eine grosse Willkür und einen weiten Spielraum, wenn es sich darum handelt, in einzelnen Fällen Altersangaben zu machen. So ist es schwierig, eine genaue und unter allen Umständen allgemein zutreffende Fixierung der Bedeutung und Grenze der Ausdrücke adulescens admodum, iuvenis admodum, adulescens, adulescentulus, peradulescens u. s. w. zu geben, wie einige Stellen, auf die Weinkauff (p. XLIII) hinweist, dartun werden (cf. Cic. off. 2, 13, 17; pro lege Manil. 21; Att. 8, 2; Dio in Caec. 9; Sall. Catil. 49, 2; Velleius 2, 41, 3; Tac. Agr. 7, 9; Hist. 4, 5, 6; 4, 42, 5). Am besten urteilen bei der Schwierigkeit dieser Frage wohl Eckstein (p. 37) und Jansen (p. 35), wenn sie das iuvenis admodum als Gegensatz zur propria iuventus auffassen, die ungefähr mit dem 30. Jahre endete.

Plinius war nun, wie wir aus Dio 66, 21 und seiner eigenen Angabe epp. VI, 20 zu folgern vermögen, im Jahre 74 oder 75 etwa 12—13 Jhr. alt. Wir wissen fer-

ner aus epp. VII, 4, 2, dass er bereits mit 14 Jahren eine griechische Tragödie verfasst hat [. . „quattuordecim natus annos Graecam tragoediam scripsi. Qualem? inquis. Nescio; tragoedia vocabatur."] — freilich findet es selbst Wittich, offenbar um vorausgesehenen Einwänden von vorneherein die Spitze abzubrechen, für nötig, in Klammern beizufügen (qualemcunque?) —, eine Mitteilung, die uns, auch wenn wir von dem Plinianischen Autorenstolz absehen, gleichwohl zu der Annahme zwingt, dass wir in Pl. eine frühreife Persönlichkeit vor uns haben. Aber was hilft das? Würde auf diesen zwölfjährigen Plinius das „iuvenis admodum" nicht weit weniger passen als vielleicht „puer"? Steiner p. 5: „Er müsste als 12jähriger Knabe das gelehrte Gespräch nicht nur mitangehört, sondern es auch in seinem ganzen Zusammenhang so genau und sicher aufgefasst haben, dass er es mehrere Jahre später aus dem Gedächtnisse niederschreiben konnte (c. 1); ja er müsste, was eben so unwahrscheinlich und unerhört ist, schon als 12jähriger Knabe der beständige vertraute Begleiter der renommiertesten Redner und Advokaten damaliger Zeit, des Aper und Secundus, in und ausser den Gerichten gewesen sein (c. 2)". Aber man könnte hier den Einwurf machen, dass das Gespräch ja fingiert sei; gut — umsomehr: würde sich dann der Vf., wenn keine Fessel der Zeit ihn hinderte, selbst die unwahrscheinlichsten Daten zusammengeholt haben (sexta statio!), die mit den Daten seines eigenen Lebens bei bestem Willen nicht in Einklang zu bringen sind? Pl. würde doch nie den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit auf sich geladen haben, wo es leicht war, Wahrscheinliches und Plausibles an deren Stelle zu setzen!

Pl. erwähnt ferner ausdrücklich Quint. und Nicetes als seine praeceptores, während der Vf. des D. deutlich von Aper und Secundus als seinen Lehrern spricht. Hier liegt ein unverkennbarer Widerspruch zu Tage, und die

Anhänger der plinianischen Autorschaft suchen in vielen Windungen um diese Ecke herumzukommen. So ist es ein billiges Verfahren, wenn Wittich meint: „P. wird eben zu A. und S. im „weiteren Verhältnis des sectator“ gestanden haben“!

Um mit Plinius' äusseren Lebensumständen nicht in Konflikt zu kommen, setzen seine meisten Verteidiger die Schrift selbstverständlich möglichst spät an, so beispielsweise um das Jahr 94. Denn um die Jahre 95 und 96 dürfe man einen der vielen plinianischen otia et secessus annehmen, die vielfach von anderer Seite boshaft mit dem Namen desidia bezeichnet wurden. „Wollte nun P. gegen solche Vorwürfe sich verteidigen, so konnte er dies auf keine schicklichere Art tun, als es im I. Teil des D. geschieht!“ Man sieht, zu welchen Mitteln man greifen muss, um überhaupt Beweisgründe, wenn auch die hinkendsten und absurdesten herbeizuschleppen! Die bezeichnete Lage des Pl. gerade um die mühsam konstruierte, künstlich fixierte Zeit der Abf. des D. verglichen mit dem Zwiegespräch des Maternus und Secundus soll also „zum mindesten“ ein sehr günstiges Präjudiz für die Autorschaft des Pl. bilden! Würde wohl der a. 94 32jährige Schriftsteller so deutlich und ausdrücklich erklärt haben, dass er ein Gespräch genau wiedergeben wolle, dem er in seinem 12. Lebensjahr einmal als Zuhörer angewohnt?

Ausser durch das chronologische Moment suchte man die Hypothese der plinianischen Abfassung fernerhin zu stützen durch den Hinweis auf „die ungemeine Gleichheit der Schreibart“ (Nast) und auf die Widmung an Fabius Justus.

Sie sagen: Plinius war nach Leben, Erziehung und Ausbildung besonders befähigt, ein derartiges Werk zu verfassen; dass tatsächlich die Behandlungsweise des Themas vollständig mit dem Stil seiner Briefe und mit

seiner Betrachtungsweise überhaupt übereinstimme, sei unbestreitbar. Hesse erklärt p. 9, dass diese Übereinstimmung der Hauptgrund sei, aus dem er dem Pl. den D. zuerkennen müsse, „quem nihil aeque quam elegantiam orationis et suavitatem exegisse constet, cuius summam in emendandis scriptis diligentiam ex ipsius epistolis cognoscamus (ep. VII, 17; VIII, 3), qui denique ipsum Ciceronem in studiis aemulari cupiverit (ep. IV, $8,_4$: laetaris enim quod honoribus eius (i. e. Marci Tullii) insistam, quem aemulari in studiis cupio").“ Und zu letzterem Beweisgrund fügt Wittich p. 290 noch hinzu: „An dieses Muster war er auch durch seinen Lehrer Quintilianus gebunden, aus welchem Verhältnis zu seinem Lehrer sich wiederum die quintilianischen Anklänge des D. erklären.“ Allein ich stimme hier Eckstein völlig zu, wenn er diese Berufung auf den angeblich gleichartigen Stil zurückweist: . . . „Quis nescit pingue et floridum esse dicendi genus, quod Plinius sequatur, et eum in elegantiis conquirendis omnibusque rhetorum ac poëtarum artificiis plurimum operae ac studii collocasse. Tota autem quam anceps et lubrica sit disputatio, quae singularum dictionum similitudine nititur, ipsi illi, qui eam induxerunt, non ignorant. Perlustratis Hessei exemplis intelleximus pleraque non Plinii et nostri scriptoris propria esse, sed si non optimis quibusque scriptoribus argenteae certe latinitati pariter usitata“ (p. 49).

Andererseits muss mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass eben Quint. damals der geachtete und berufene Vorkämpfer ciceronianischer Redemanier war, der mit einer zahlreichen Anhängerschaft Front machte gegen den damals so beliebten sententiösen Stil Senekas. Gewiss, die Schrift stammt — wenn nicht gerade von einem Schüler, so doch einem Anhänger des berühmten Redelehrers. Der Vf. unserer Schrift selbst aber nennt, wie schon erwähnt, Aper und Secundus als seine Lehrer;

hätte wohl Plinius entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, jedem zu seiner Zeit blühenden Talente ein so freigebiges Lob zu spenden (ep. VII, 28), hier absichtlich den Quint. unerwähnt gelassen? Wenn aber Wittich meinte, den Quint. führte Pl. wohl deshalb nicht an, weil von diesem kurz vorher sowohl sein Werk de caus. corr. el. als seine inst. orat. erschienen waren, so wäre das doch vielmehr ein Grund zum Gegenteil gewesen, auf das berühmte Werk seines Lehrers in irgend einer Weise anzuspielen. Gewiss würde ferner, wenn Pl. der Vf. wäre, auch des T. Erwähnung geschehen sein, da Pl. es nicht versäumt hätte, seinem so viel versprechenden und als Redner bereits bekannten Freunde (cf. ep. VII, 20) ein Denkmal zu setzen (Eckstein p. 52).

Die Abweichungen im Stil zwischen D. und den Briefen sind ferner viel auffallender als die Übereinstimmungen, die meistens ganz allgemeiner Natur sind oder dem allgemeinen Sprachgebrauch jener Zeit entstammen. „In betreff der Übereinstimmung des D. mit Pl. ist wohl zu beachten, dass dessen (für uns noch vorhandene) Schriftstellerei erst nach dem D. fällt. Die Schüler-Stellung zu seinem Vorbild und älteren Freund ist auch noch in vielfachen Reminiscenzen und Ähnlichkeiten erkennbar.“ (Weinkauff p. CLVII.)

In neuester Zeit hat Rich. Dienel („Untersuchungen über den Taciteischen Rednerdialog“ III. St Pölten Progr. 1901) den D. mit den Schriften des jüngeren Plin. verglichen. Er sucht eine Menge Parallelen zusammen, stellt ihnen aber auch eine Menge sehr ins Gewicht fallender Divergenzen gegenüber. Dass den D. ein dem Plinianischen Freundeskreis Nahestehender geschaffen haben muss, steht ihm fest, dass Pl. selbst es gewesen, weist er zurück mit der Behauptung, dass Pl. die Anschauungen, die T. klar herausarbeitet, nur verworren und unklar wiederzugeben vermöge, ja dass er manchen bei T. vertretenen

Anschauungen und Ideen völlig indifferent, ja verständnislos gegenüber gestanden sei.

Einen sehr guten Hieb gegen Pl. führt sodann Gudeman p. LIX, der sich sehr wundert, dass Pl. niemals von sich als dem Vf. der herrlichen Abhandlung gesprochen habe, während der eitle Autor sonst keine Gelegenheit, sich hervorzuheben, versäume.

Wenn nun aber gar Nast durch die Dedikation der Schrift an Justus Fabius (c. 1.), der ein Freund des Pl. war (ep. I, 11) und scripta Plinii desiderabat (ep. VII, 2), veranlasst wurde, die Schrift dem Pl. zuzuerkennen, so muss man doch sagen, dass ein solches Argument doch niemals ausreichend oder ausschlaggebend sein kann, eine Schrift irgend einem Autor abzusprechen. Vor allem ist durch gar nichts erwiesen, dass der Fabius von D. 1 identisch ist mit dem in Pl. ep. I, 11 erwähnten Fabius, und dann: ist es denn so ganz ausser aller Fassungskraft dass dieser Justus Fabius auch noch einen anderen Freund hatte, als gerade den einzigen Plinius, einen Freund, dem er so nahestand, dass er ihm eine Schrift zueignete?

Über die Kuriosität eines weiteren von Wittich beigebrachten „positiven" Zeugnisses eines Zeitgenossen, des Delators M. Regulus (ep. I, 5), zu debattieren, halte ich für unnötig; ebenso erachte ich es für ein wirklich unnützes Beginnen Wittichs, die Einheit der politischen Denkart des Dialogisten und des Pl., des unterwürfigen Monarchisten (cf. Paneg. 72), zu erweisen. Eine nicht unbeliebte Hypothese vertritt Wittich auch darin, wenn er schliesslich in dem D. als Nebenzweck ein Elogium des Pl. auf den a. 91 von Domitian hingerichteten Maternus erblicken zu dürfen wähnt. Denn 1. steht die Identität dieses Maternus mit dem des D. noch lange nicht fest — ich werde diese Frage später berühren[1]) — und

---

[1]) vgl. hierzu pag. 64.

2. fragt es sich, ob der D. überhaupt nach 91 verfasst ist oder ob nicht schon vorher, und 3. hätte der zahme Pl. es wohl nicht gewagt, in der späteren grausamen Zeit des Domitianus, wo es nach Agr. 2 schon „capitale fuit" Biographieen zu schreiben, ein Elogium zu derselben Zeit zu verfassen, wo doch der sicher weit mutigere T. nach ausdrücklicher Angabe (Agr. 3.) geschwiegen hat, d. h. die Schriftstellerei hat ruhen lassen!

So ist von den mannigfachen für Plinius und Quintilianus vorgebrachten Gründen nicht einer geblieben. Ich habe notgedrungen diese Materie etwas ausführlicher behandelt, da ich dabei Fragen streifen musste, die uns auch weiterhin noch zu verschiedenen Malen aufstossen werden. Nun ist noch der dritte kampffähige Bewerber um die Autorschaft des D., nämlich T., zu behandeln. Ich werde mich auch hier auf die markantesten Ansichten pro und contra beschränken und dann nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Punkte das Fazit ziehen: Können wir den Q. Corn. Tacitus als Vf. des dial. de orat. anerkennen oder fühlen wir uns gedrungen, einen Unbekannten als Vf. der Schrift anzunehmen?

C. Tacitus als Verfasser.

I. Fiktiver Charakter des Gesprächs.

Bevor ich nun mit der Entwicklung der Gründe und Gegengründe zur taciteischen Autorschaft beginne, er, scheint es mir zweckmässig, eine Vorfrage zu erledigen, deren Beantwortung von nicht unerheblicher Wichtigkeit für die Beurteilung des ganzen Dialogusstreites ist. Es erhebt sich nämlich die Frage: hat das Gespräch, betitelt dialogus de oratoribus, wirklich stattgefunden?

Da sämtliche Personen des D. historisch sind — fast alle Mitunterredner (vielleicht bis auf Aper) sind auch sonst näher bekannt —, so könnte man das Gespräch für wirklich gehalten ansehen. Diese Ansicht hat sich vereinzelt bis in die neueste Zeit erhalten. Doch nicht mit Recht (cf. Schlottmann: ars dialogorum componend. Diss. Rostock 1889; Rud. Hirzel „Der Dialog" Lpz. 1895, II. Bd. p. 47 ff; Lit. Centralblatt 1900 Nr. 15 Rezens. v. Weymann). Die Nichtwirklichkeit der Unterredung geht schon daraus hervor, dass sich der D. stark an Cicero anlehnt, der ad fam. IX, 8, 1 selbst auf die fiktive Art der Dialoge hinweist; bei Cicero wie im vorliegenden Schriftchen haben wir es mit einer speziellen Art des Dialogus zu tun, dem Aristotelischen (cf. Cic. ad fam. 1, 9, 23). Allerdings

ist nicht in Abrede zu stellen, dass der D. offenbar mit Absicht so angelegt ist, dass es den Anschein erweckt, als habe das Gespräch wirklich stattgefunden. Allein Hirzel scheint mir mit vollem Rechte p. 48 die Ansicht zu vertreten, dass dieses Verfahren des Vf., das Gespräch als „historisch" erscheinen zu lassen, nur eine „beabsichtigte Illusion" sei, die noch in unserer Zeit ihre Wirkung getan habe (cf. Eckstein p. 76).

Der D. hat sein ziemlich getreues Vorbild in Ciceros De oratore. In beiden Gesprächen bildet ein wichtiges literarisches Ereignis den Anlass zur Diskussion einer Tagesfrage, in beiden Schriften stossen bedeutende Redner aufeinander. Hier wie dort müssen sich die Unterredner zu Interpreten der Ansichten des Vf. bequemen. Gleichwohl ist der D. keine von aller historischen Wirklichkeit losgelöste Fantasie-Studie (cf. Hirzel II p. 50), sondern er fusst zweifelsohne auf einer gewissen historischen Grundlage. Der D. fällt in die Blütezeit des grossen Redelehrers Quintilian. Wir dürfen wohl annehmen, dass, nachdem auch dieser eine leider verloren gegangene Schrift ähnlichen Inhalts herausgegeben hat, „der Verfall der Beredsamkeit" eines von den in den damaligen Rhetorenschulen viel geübten und beliebten Deklamationsthemen bildete, wie sie uns der ältere Seneca in seinen in Fragmenten erhaltenen controversiae überliefert hat.

Ich fasse deshalb den D. als „typisches" Gespräch auf, besonders nachdem einige Stellen des Schriftchens selbst diese Ansicht stützen und rechtfertigen (cf. bes. die Kapitel 4 u. 15, wo 2 Stellen deutlich den Gedanken aussprechen: Der Streit ist beinahe zur Gewohnheit geworden.). Auch Hirzel vertritt p. 52 nachdrücklich die Meinung, dass ein typisches Gespräch über die Vorzüge der Poesie und Beredsamkeit (wenigstens im ersten Teile des Essays) vorliege, „wozu ausser einer bestimmten Absicht wohl auch die Tradition mitwirkte."

Es ist nicht ohne Bedeutung für meine Stellung zu den Resultaten der bisherigen Dialogusforschung, wenn ich den eben begründeten Standpunkt einnehme, d. h. den D. als fingiertes typisches Gespräch hervorragender Gattung in einer Kette ähnlicher Abhandlungen aus dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts auffasse. Denn manches allzu schroffe Urteil bei der Entscheidung der Verfasserfrage wäre unterblieben oder in gemilderter Form gefällt worden, wenn von diesem Gesichtspunkt aus die Kritik des Forschers eingesetzt hätte, und manche Hypothese über die Abfassungszeit hätte eine Modifikation erfahren müssen, wenn man das Moment der Fiktion zu verwerten vermocht hätte. Es ist doch klar genug, dass ein Vf., der allerdings den Schein historischer Grundlage bestehen lassen will, andererseits aber kein Interesse an der genauen Fixierung von Jahr und Tag des dramatischen Vorgangs haben kann, sich mit grösserer schriftstellerischer Freiheit zu bewegen vermag als der Berichterstatter. Er wird aber dabei trotzdem der Wahrscheinlichkeit in entsprechender Weise Rechnung tragen und keine Daten geben, die ihm auch der nichtfachmännische Leser mühelos als ungereimt wird nachweisen können (vgl. zur Autorschaft des Q. und Pl.!). Und noch ein Interesse haben wir daran, dass die Schrift freies geistiges Eigentum eines Schriftstellers darstellt. Denn naturgemäss erhöht sich unsere Spannung, den Vf. des Werkes zu erfahren, wenn wir in ihm nicht nur einen Herausgeber, sondern einen selbstschöpferisch tätigen Literaten mit eigenen Anschauungen und Urteilen erblicken dürfen*. Und gerade der letztere Punkt ist nicht ohne Belang bei der Annahme von der Autorschaft des T. Einen Tacitus, den selbständigen, eigenartigen, seine

* Vgl. hierzu auch Wittich in Jahns Jahrb. V. Suppl. 2. Heft p. 263 ff.

eigenen Wege wandelnden Autor der Annalen, sich als blossen Berichterstatter zu denken, dürfte ungleich schwerer fallen, als in ihm den strebenden schaffenden Anfänger zu erkennen, der schon jetzt Gedanken gibt, die auch in späteren Werken zweifellos sich wiederholen, ein Argument, das denn auch weiter unten gebührend Berücksichtigung finden wird.

Diese Vorfrage glaubte ich im Voraus entscheiden zu müssen, bevor ich in die Untersuchung über die taciteische Autorschaft einträte.

II. Äussere und innere Gründe für Tacitus.

Es wurden für T. in der Hauptsache äussere und innere, stilistische und schliesslich chronologische Gründe ins Feld geführt. Interessant ist nun, dass auch gegen ihn vornehmlich äussere und stilistische, und als diesen durch scharfsinnige zwingende Beweisführung die Spitze genommen worden war, mit grösster Hartnäckigkeit chronologische Argumente vorgebracht worden sind.

Es sind 11 Handschriften erhalten, in denen der D. zusammen mit anderen Werken verschiedener Schriftsteller überliefert ist, und überall trägt er in diesen codd. ausdrücklich den Namen des T. an der Stirn. Es war das Verdienst Steiners in seiner fruchtbaren Abhandlung (Kreuznach 1863), nachdrücklichst die Aufmerksamkeit auf den Wert dieser Überlieferung gelenkt zu haben. Denn vorher hatte man dieses Argument bei den Untersuchungen über den Vf. des D. entweder kurzweg ignoriert oder aber mit unzulänglichen Gründen diese Überlieferung als durch den Irrtum eines unbegabten oder oberflächlichen Abschreibers oder als durch eine gelehrte Konjektur des archetypus entstanden zu erklären gesucht. Seit dem Hinweis Steiners jedoch hat man auch neuerdings (Weinkauff, Gudeman, Leo, John u. a.) wieder mehr

und mehr auf die Ueberlieferung Bezug genommen, da die Gründe zur Negierung derselben durchaus nicht ausreichen.

Obgleich sämtliche erhaltenen Handschriften nicht weiter als in das 15. Jhrhdrt. zurückdatiert werden können, vermag man sie doch auf einen archetypus des 9. Jhrhdrts. zurückzuführen. Wir finden die Schrift in den Codices I—VII mit der Taciteischen Germania, in III mit Agricola, in I und VII mit den Hist. und Annal. verbunden. Sollte diese Verbindung mit unbestrittenen Werken des T. wieder nur ein „Witz des Zufalls“ sein? Allerdings findet sich der D. auch in 7 Handschriften zusammen mit Suetons „de grammaticis et rhetoribus“; dass Sueton als Vf. des D. für uns nicht in Betracht kommen kann, erörterte ich in Kürze schon oben: hier erkennen wir nun die Unterlage, auf welcher jene Hypothese fusste. Weil eine suetonische Schrift — sogar siebenmal! — zusammen mit dem D. auf uns gekommen ist, glaubte man in diesem Literaten zugleich auch den Vf. des — wenn auch unter dem Namen des T.! — mitüberlieferten Werkes vermuten zu dürfen, ohne der weit naheliegenderen und plausibleren Anschauung Raum zu geben, dass nur die Ähnlichkeit der behandelten Stoffe den Abschreiber veranlasst haben konnte, diese Verbindung herzustellen. (cf. Steiner p. 9).

Der einzige cod. VII trägt den Zusatz „Quinctil.“, aber, wie ich bereits bemerkte, mit anderer Tinte und Handschrift, sodass diese Eigenmächtigkeit eines Bearbeiters für uns ohne Belang bleibt und ausscheidet. Auch die Zusammenstellung in cod. III mit des Plinius „de viris illustribus“ beweist, wie Steiner zweifellos richtig folgert, nichts, da gerade in diesem cod. 9 Autoren vertreten sind, darunter Tacitus dreimal mit D., Agr. und Germ. Andererseits findet sich, was sehr ins Gewicht fallen muss, der D. in keiner einzigen von den Handschriften, welche nur Werke des Quintilian oder Plinius enthalten!

Und nun noch ein Punkt, auf den in neuerer Zeit wieder Gudeman (pag. XXI und XXII) mit Recht aufmerksam gemacht hat. Er sieht den Wert der Zeugenschaft der codd. vor allem in dem Umstande, dass der D. überall, eine einzige Handschrift ausgenommen, der Germania vorausgehe. Wir haben also keineswegs einen Grund, in dem D. ein Anhängsel an die mss. zu erblicken, sondern erkennen deutlich das Bestreben, in die bei der Anfertigung der Handschrift beobachtete Reihenfolge durch die Zusammenstellung der durch inhaltliche Verwandtschaft, zeitliche Aufeinanderfolge oder Gleichheit der Verfasser zusammengehörigen einzelnen Schriften ein gewisses System zu bringen.

Das Zeugnis der Handschriften gestaltet sich demnach für T. sehr günstig. Warum sollen wir einen Irrtum annehmen, wenn, wie nun die nachfolgenden Erörterungen klar erweisen sollen, durchaus kein Grund vorliegt, an der Tradition zu rütteln? Waltet allerdings das Bestreben ob, die taciteische Überlieferung zu verlassen, so ist es keineswegs verwunderlich, wenn jemand, nachdem er sich offenbar nicht stark genug fühlt, die unabweisbar deutliche Sprache der mss. überzeugend zu entkräften, zu einer emphatischen Fragestellung seine Zuflucht nimmt, wie Wittich (p. 277): „Aber wozu diese Berufung auf die Codices? Der Zweifel an der Authentie einer Schrift ist ja eben Zweifel an der Glaubwürdigkeit der äusseren Verhältnisse aus inneren Gründen!"

Ferner ist durchaus nicht von der Hand zu weisen das Zeugnis des Grammatikers Pomponius Sabinus, für welchen meines Erachtens gegenüber Lipsius, Gutmann u. a. hauptsächlich Lange (p. 79), Steiner (p. 10) und Eckstein (p. 63 u. 64) mit Erfolg eintreten. In einer Note zu einem Gedicht auf den Tod des Maecenas, worauf zuerst Pithoeus aufmerksam machte, hatte dieser Grammatiker nämlich gesagt: „C. Tacitus appellat scripta

Maecenatis calamistros". Damit meint Pomponius unzweifelhaft eine Stelle im Anfang von c. 26 unserer Schrift. Er spricht damit also den D. dem T. zu. Allerdings steht z. B. Lipsius diesem Zeugnis des „ignobilis" grammaticus Pomponius voll Misstrauen gegenüber und auch sein Nachfolger Gutmann verhält sich zu diesem Beweisgrund völlig ablehnend in der Ausgabe von Orelli (p. 103) — beide mit Unrecht; denn Pomp. Sabinus, verstorben a. 1498, war (Eckstein p. 64) durchaus kein unberühmter Grammatiker, sondern ein namhafter Gelehrter aus edlem Geschlechte, ein Freund des Papstes Pius II., der Lehrer Peutingers und anderer Berühmtheiten seiner Zeit. Warum also an dem objektiven Zeugnisse dieses Zeitgenossen der editio princeps Spirensis (Venedig 1470) Anstoss nehmen, zumal Lipsius keinen Beweis für den von ihm erhobenen Vorwurf zu bringen vermag?

Einen neueren äusseren Beweisgrund für die taciteische Autorschaft brachte A. G. Lange (Dial. de orat. Tac. vindicatus, Acta Phil. Lips. 1811 I., 77—88) bei, indem er bei Plinius in dem an T. gerichteten 10. Briefe des 9. Buches ein Citat entdeckt zu haben behauptete, in welchem deutlich eine Anspielung auf D. 9, 30 zu erkennen sei. Die plinianische Stelle lautet: „Cupio praeceptis tuis parere; sed aprorum tanta penuria est, ut Minervae et Dianae, quas ais pariter colendas, convenire non possit ..... Itaque poëmata quiescunt, quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas". Diese Anregung fand geteilte Aufnahme, wie zu erwarten stand: die Freunde der taciteischen Echtheit ergriffen sie mit Freuden, während die Gegner nach Gründen suchten (so Wittich, Gutmann u. a.), dieses Moment als überhaupt schwach und irrtümlich zu erweisen. Man sprach eben einfach den angezogenen Brief dem Plinius ab und wies ihn dem T. zu, der damit auf den 6. Brief des ersten plinianischen Buches geantwortet haben sollte. Ich kann hier diesem

Manöver nicht viele Worte widmen; allein ich möchte ruhig behaupten, dass es nie jemandem eingefallen wäre, der schwachen Hypothese des Catanaeus, der zuerst der Echtheit dieses Briefes Zweifel entgegengebracht hatte, zu Hilfe zu kommen, wenn den Gegnern des T. dieses Langesche Argument nicht so sehr ungelegen gekommen wäre.

Nun meine ich allerdings, dass man diesen Grund Langes niemals als zwingend anzuerkennen braucht — allein die Möglichkeit der Beziehung der beiden Stellen können wir sicherlich bedingungslos einräumen. So weit geht auch Steiner. Ich gehe noch einen Schritt weiter und trete sogar für die Wahrscheinlichkeit ein, dass Plinius mit seinen Worten auf den D. hinweisen wollte. Denn die gesamte Korrespondenz des Plinius zeigt überhaupt da und dort Anklänge an den D., und dann war es ja auch vielgeübte Sitte, auf Werke von Freunden anzuspielen. War also zur Zeit der Abf. des plin. Briefes der D. bereits öffentlich bekannt, so lag für Plinius, den eifrigen Freund des T., nichts näher, als in einen Brief an diesen seinen Freund irgend eine Anspielung auf dessen Schrift einzuflechten.

Dies sind vornehmlich die äusseren Gründe, die für die Autorschaft des T. vorgebracht werden können.

Im folgenden Abschnitt soll nun gezeigt werden, dass auch aus inneren Gründen durchaus keine Notwendigkeit zur Ablehnung der Ueberlieferung besteht, sondern dass wir den Handschriften, die uns den Namen des Tacitus verbürgen, voll und ganz Glauben schenken können.

Schon Lange führt p. 81 verschiedene innere Gründe auf, die dazu angetan sind, ein ernsteres Interesse zu beanspruchen. T. zeige sich nicht nur im D., sondern auch in den geschichtlichen Werken als feiner Kenner und Kritiker über Redner und Rednerkunst (cf. Ann. IV 21. 61., XIII 3), auch sei eine merkwürdige Uebereinstim-

mung im Urteil über ältere und neuere Redner zwischen den historischen Werken und dem D. zu konstatieren. Ferner ziehe sich die kontrastierende Gegenüberstellung und Vergleichung zwischen Einst und Jetzt auch als roter Faden durch die historischen Schriften, ein Argument, das dann neuerdings auch Steiner (p. 15) und in neuester Zeit Wolff (Gotha 1890) und Gudeman wieder zu würdigen wussten. Trefflich verweist besonders Steiner auf den grossen Zug des Kontrastes, der alle Schriften des T. durchdringe und seinen Stil beherrsche. Auch Gudeman erscheint dieses Argument wichtig. Er erklärt (p. XLI.), eine der bezeichnendsten Seiten von des T. hist. Werken sei seine fast rührende Sehnsucht nach den unwiederbringlich verlorenen Tagen der Vergangenheit. Diese Ansichten deckten sich aber völlig mit den im D. ausgesprochenen. — Mit Recht weist Lange (p. 32) ferner darauf hin, dass die D. 28 vorgetragenen Anschauungen über Jugenderziehung — die übrigens den Einfluss einer pseudoplutarchischen Schrift περὶ παίδων ἀγωγῆς zeigen [zum ersten Mal darauf hingewiesen von A. Gudeman p. XCIX sqq.; John, Einl. p. 56] — auch im 4. Kap. des Agricola wieder zu Tage treten. Ueberhaupt aber zeige sich überall beim Vf. des D. wie beim Historiker T. Reichtum der Gedanken, Reife des Urteils, Strenge der sittlichen Anschauung, Liebe zur Freiheit und Freimut. Die gleiche Denk- und Anschauungsweise verbindet also D. und historische Schriften.

Wolff und Gudeman machen sodann auf einen weiteren feinen gemeinsamen Grundzug zwischen D. und taciteischen Geschichtswerken aufmerksam, die Gleichheit der ethischen und sozialen Anschauungen. In den Reden des Maternus und im wesentlichen auch des Messalla trete nämlich überall, wo ethische und soziale Fragen zur Erörterung stünden, wo die Rede auf die Grundlagen des Staates, der Familie, der Erziehung und des Unterrichts

(cf. Lange, oben) komme, dieselbe ideale Lebensanschauung und vornehme Gesinnung zu Tage, die den Vf. der Annalen auszeichne. Überhaupt ist im ganzen D. das Bestreben nicht zu verkennen, das Einzelne von hohen Gesichtspunkten aus zu behandeln und die Erscheinungen auf ihre tieferen Ursachen zurückzuführen — also eine pragmatische Auffassung der Dinge, des Historikers T. würdig. — Vor allem sind hier die Ausführungen des amerikanischen Erklärers Gudeman [prolegomena (b) Ethical and Social Views, pag. XLI u. XLII] als vorzüglich zu bezeichnen, aus denen ich im folgenden das Bemerkenswerteste geben möchte.

In seiner Vorliebe für präzise, epigrammatische Darstellung von psychologischen und ethischen Anschauungen und wohlabgewogenen Antithesen zeige uns der Vf. des D. ex ungue leonem, den scharfen Beobachter und Analytiker, der nur aus seinen Geschichtswerken so bekannt sei. Auch in Bezug auf literarische Kritik [(c) Literary Criticism XLII sqq.] bestehe keine trennende Auffassung zwischen dem Dialogisten und T. Der D. wurde geschrieben von einem Manne, der eine tiefe rhetorische Ausbildung genossen und gut unterrichtet war über die Merkmale und Eigenschaften der römischen Beredsamkeit und deren Geschichte. Diesem Gedanken gibt auch John (Berl. 1899, p. 7) Ausdruck.

Sehr auffallend sei es weiter sicherlich, dass sowohl T. als der Dialogus-Verfasser sich durch die moralische Aufführung eines Menschen nicht in ihrem Urteil über seine geistigen Fähigkeiten beeinflussen liessen.

Fernerhin müsse sehr in die Wagschale fallen, dass die im D. vertretenen politischen Ansichten völlig in Einklang zu bringen seien mit den taciteischen Ansichten. Der D. ziehe den Frieden im Reich dem Wachstum der Beredsamkeit vor, obgleich doch naturgemäss die Beredsamkeit in politisch bewegten Zeiten mehr Nahrung fin-

den müsse. Dieses Axiom wiederhole sich nur noch einmal und zwar in den Ann. des T., was denn doch als ein ausserordentlich schwerwiegendes Zusammentreffen bezeichnet werden müsse.

Von den neueren Ausgaben heben besonders auch noch John und Peterson (M. A. Oxford 1893) diese Art von Argumenten hervor. So macht John pag. 8 Anm. 19 auf verschiedene von ihm zusammengesuchte Punkte aufmerksam, die den sachlichen Einklang mit den übrigen Werken des T. dartun sollen, von denen aber wohl nur Punkt 5 — „die enge Verknüpfung des Niederganges in der Rednerkunst wie in der Geschichtschreibung mit dem Eintritt der monarchischen Ordnung: D 36, 8; 38, 18; 41, 25 — Hist. I, 1, 6“ — einigermassen bemerkenswert erscheint. Und Peterson schreibt p. 21: Die Gewohnheit, zu moralisieren, und die scharfe psychologische Beobachtungsgabe, die fortwährend in den Geschichtswerken sich zu erkennen geben, machen auch im D. sich schon bemerkbar.

Ich habe der Hervorhebung dieser inneren Gründe eine grössere Bedeutung zuerkannt, als es wohl sonst zu geschehen pflegt; denn sie scheinen mir sehr ins Gewicht zu fallen bei dem Endurteil über die taciteische Autorschaft. Auch sind aus leicht einzusehenden Gründen von jeher nur schwache oder keine Einwände dagegen erhoben worden, was nicht zum wenigsten für die Bedeutung dieser Argumente spricht. Ich habe dann schliesslich Gudemans Thesen meine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, da sie mir zu wichtig schienen, als dass ich ihrer nur in Kürze hätte gedenken sollen.

So sprechen denn auch mannigfach innere Gründe für T., und man darf ohne Uebertreibung behaupten, kein Gedanke sei im D. ausgedrückt, der in den späteren Werken des T. eine Widerlegung gefunden hätte.

III. Die Stilfrage.

Nun ist allerdings klar, dass die bisher aufgeführten inneren und äusseren Gründe für die Erbringung des Beweises für die taciteische Autorschaft am D. zwar immerhin keinesfalls zu missen sind, insofern sie ein wertvolles Glied in einer grossen Kette zu bilden vermögen, für sich allein aber niemals ausreichend wären, für oder gegen den Vf. des D. zu einem strikten Urteil zu berechtigen. Schon aus dem gegebenen geschichtlichen Überblick über die Dialogfrage geht hervor, dass die Gegner des T. nicht aus diesen, sondern vornehmlich aus stilistischen Gründen ihm die Schrift absprachen. Und in der Tat kann man alle bisher vorgetragenen Argumente anerkennen (wie z. B. Eckstein) und trotzdem zu einem non liquet kommen wegen des grossen Stilunterschiedes, der sonnenklar zwischen D. und geschichtlicher Darstellung besteht. Gewiss: der Schein ist gegen Tacitus, und wer den Historiker T. vom Agricola ab bis zum letzten Wort der Annales kennt, dem wird der gegen den abweichenden Stil von Lipsius und seinen Nachfolgern erhobene Einwand nicht unbegreiflich erscheinen. Aber warum sollte es nicht auch hier möglich sein, dass der Schein trügt? Lipsius behauptet von den Schriften Ciceros: „. . . in iis tamen lineamenta quaedam apparent eiusdem viri et vultus“, während er vom D. in seiner Beziehung zu den Schriften des T. meint: „stilus valde abnuit, non fallax in hoc genere argumentum“. Aber trotzdem ist diesem non fallax in hoc genere argumentum des Lipsius der Boden zu entziehen, wenn man sich nur die Mühe nimmt, etwas tiefer zu gehen und zu sehen, ob der auf den ersten Blick so frappante Unterschied in Wirklichkeit denn auch vorhanden ist, oder ob gar keine Berührungspunkte zwischen den beiden scheinbar gesondert von einander bestehenden Stilgattungen zu konstatieren sind.

Bevor ich nun im folgenden in die Untersuchungen

über die Stilfrage des D. eintrete, sei hier bemerkt, dass die nun folgenden Auseinandersetzungen und Erörterungen nur von dem Gesichtspunkt ausgehen, dass in der Tat eine Stildifferenz besteht; einer Lösung der Frage, woher dieser Stilunterschied komme und wie er sich erklären lasse, ist jedoch hier noch nicht näher getreten. Die Frage, ob wir es mit einer Jugendarbeit oder der Schrift eines bereits gereiften Mannes zu tun haben, bleibt also dadurch noch unberührt; festgehalten ist nur die Anschauung, dass der D. zu den Erstlingsarbeiten des Historikers zn rechnen wäre.

Man darf vor allen Dingen nicht vergessen, dass der Stil des D. durchaus kein origineller Stil zu nennen ist — wie etwa die Schreibweise Sallusts oder des T. in seinen Geschichtswerken — sondern dass er die unverkennbaren Spuren gegebener Vorbilder in sich trägt. Schon der Umstand, dass der D. nach Komposition und Taktik ganz und gar Ciceros „de oratore“ nachgebildet wurde, legte naturgemäss auch die Verwendung des von dem Altmeister römischer rhetorischer Kunst geschaffenen Kunststiles nahe. Und in der Tat: ciceronianisch ist der D. durch und durch, insoweit das für eine Schrift aus dem ausgehendem 1. Jahrhundert überhaupt nur möglich ist. Tendenz und Inhalt der Schrift geboten die Nachahmung Ciceros, mit dessen Schriften der Vf. in hohem Grade vertraut sein musste. Wir vermögen aber ferner noch den deutlichen Einfluss zweier anderer bedeutender Schriftsteller jenes Zeitalters festzustellen, des Quintilian und des jüngeren Seneka. Als höchst wahrscheinlich muss es gelten, dass der Einfluss Quintilians den Vf. des D. und andere junge Leute antrieb, sich mit den Problemen des D. zu beschäftigen. Eine Frucht solcher Studien haben wir offenbar in der vorliegenden Schrift zu erblicken. — Aber auch eine zweite Absicht mag den Vf. des D. bei der Abfassung seiner Studie geleitet haben:

er wollte nicht nur zurückweisen auf das Idealbild eines römischen Redners, auf Cicero, er wollte auch Front machen gegen die Auswüchse im Stil, wie sie der damals alles beherrschende Einfluss Senekas gezeitigt hatte. Der D. predigt also die Rückkehr zu dem geraden, schlichten und natürlichen Charakter des früheren Stils und verwirft den raffiniert-erkünstelt einfachen, sententiösen und poetisch gefärbten Stil Senekas. Die Reaktion gegen diese Schreibweise — den Asianismus, wie man sie wiederum nannte im Gedenken an ähnliche ciceronianische Zeit- und Geschmacksverhältnisse — hatte Quintilian eingeleitet und heraufgeführt, und zwar nicht in übertriebener Weise, sondern so, dass er den vernünftigen Mittelweg einschlug. Diese aurea mediocritas sehen wir auch im D. beschritten, der als Werk eines mit den damaligen Verhältnissen vollauf vertrauten Schriftstellers den Einfluss Senekas (Ausg. v. Carl Peter, Jena 1877, p. 9 ff.) spüren lässt, insofern auch er sententiösen Charakter in mässigen Grenzen nicht verleugnet und der poetischen Ausdrucksweise, die sich allmählich in die Sprache eingeschlichen, gerecht zu werden sucht. Seneka war eben der populäre Lieblings- und Modeschriftsteller jener Zeit — cf. Quint. X, 1, 126: tum autem solus hic fere (i. e. Seneca) in manibus adulescentium fuit — und seine Lektüre hat auch beim Autor des D. ihre Wirkung geltend gemacht; den Dialogisten zu einem Nachahmer des Seneka stempeln zu wollen, wäre falsch, und mit Recht bestreitet Wölfflin (Bursians Jahrb. 18, 215—260 [Jahresber. über Tacit. (1876) 1877—1881]) den allzustarken Einfluss Senekas, den Peter in seiner A. dem D. zuschreibt, und Vogel (Fleck. Jahrb. Suppl. II pp. 249—282) urteilt richtig, dass von einer Nachahmung Senekas im D. im Ernst nicht gesprochen werden könne[1]; allein Senekas Einwir-

[1] [vgl. Zimmermann: „De Tacito Senecae philosophi imitatore", Breslau 1889].

kung ist durchaus nicht wegzuraisonnieren, und obwohl die Schrift eine leise Polemik gegen den modernen Stil führen will, vermag sie sich doch nicht gänzlich frei zu halten von der bereits tief eingewurzelten Geschmacksrichtung ihrer Zeit, wenngleich sich der Vf. dessen nicht bewusst wird. Als Gegner Senekas schloss er sich der quintilianischen Reaktion an, und wir finden die dem Aper zugeteilten Reden vielfach mit Gedanken und Redewendungen Senekas durchsetzt, die dann durch Leute, die dem Vf. sympathischer waren, widerlegt werden.[1])

Diesen Charakter eines regenerierten, einfachen, klaren und edlen Stiles trägt im allgemeinen der D. Man erkennt in der ganzen Schrift die zweifellose Übereinstimmung mit Cicero, die sich allerdings hauptsächlich aus der Ähnlichkeit des Themas erklärt, in der Diktion eine nicht unbeträchtliche Einwirkung des Philosophen Seneka und den Einfluss des damals massgebenden Redelehrers Quintilian.

Können wir nun diesen in solcher Weise von mir präzisierten Stil dem T. zutrauen oder widerspricht diese Schreibart so völlig der in seinen übrigen Schriften geübten Diktion, dass ihm der D. abgesprochen werden muss?

Wohl haben Lipsius und seine Nachfolger die Abweichungen des im D. vorliegenden Stiles von der in den historischen Schriften des T. ausgeprägten eigenartigen Schreibart erkannt, sie haben es aber meist unterlassen, nachzuforschen, ob denn nicht nur Abweichungen, sondern auch charakteristische Übereinstimmungen und unverkennbare Berührungspunkte festzustellen sind. Und hierin liegt ihr Fehler, wenn sie zu Resultaten kamen, die — mit Scheingründen gestützt nur noch für den

[1]) cf. Peterson, Oxford 1893, pag. XX.

Literarhistoriker Interesse zu wecken vermögen. Es gilt also vor allem daran festzuhalten, dass der Vf. des D. nicht nur ciceronianisch, quintilianisch und senecäisch schreibt, sondern dass er sich trotz alledem seine Eigenart voll gewahrt hat, indem wir bei ihm doch mancher Spur eigenen Schaffens und eigenen Wesens begegnen. [1]) Soviel steht allerdings fest: wenn T. der Verfasser ist, so hat er sich noch nicht losgerungen von dem Stil der Zeit, er ist noch nicht Original wie später. Es dürfte also unrichtig sein, den D. lediglich mit Quintilian oder Plinius zu vergleichen und daraus dann Schlüsse zu ziehen, sondern man muss den D. in erster Linie in Vergleich setzen zu den übrigen taciteischen Schriftwerken.

Für die Methode einer beweiskräftigen Vergleichung des D. mit T. scheint mir Weinkauffs Abhandlung den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, wo Seite CXXXI erklärt wird:

> „Zunächst ist erforderlich, dass man die grosse Anzahl der wörtlichen Entlehnungen aus Cicero, sowie der mit Quintilian stimmenden rhetorischen Bezeichnungen, die bei einem Historiker nicht zu erwarten sind, in Abzug bringt und ausscheidet.
>
> Für den also begrenzten Kreis des Wortschatzes und der Wortverbindungen gilt es nun den Beweis zu erbringen, dass dieselben teils wörtlich mit dem Historiker T. stimmen, teils in den Neubildungen von Ausdrücken und Wendungen sich durchaus der tac. Art analog zeigen; dass sich die Latinität des D. keineswegs aus dem silbernen Zeitalter allein, wenigstens soweit es Quint. und Plin. betrifft, deren Sprachgebrauch ich ziemlich genau zu kennen glaube, vollständig, wie man meint, erklären oder nachweisen lässt . . . .“

---

[1]) cf. Peterson, Oxford 1893, pag. XX.

Weinkauff weist nun mit viel Fleiss und Genauigkeit die Übereinstimmung von Synonymen des D. mit solchen, die aus Cicero, dem Agr. und der Germ. und den historischen Werken stammen, nach, stellt ferner eine auffallende Gleichheit beim Gebrauch adjektivischer Synonymen und gemeinsamer Wort- und Satzverbindungen, bei Erweiterung des 2. oder 3. abschliessenden Satzgliedes fest und findet, dass viele Lieblingswörter des T. (verba, adj., particip. etc.) auch im D. erscheinen, und dass eine auffallend gleichartige Ideenassoziation auch in den hist. Schriften wiederkehrt. Eine Menge nachgewiesener tac. Spezialitäten (neu gebildete Ausdrücke und Wendungen) lasse schon im D. die Lust des T., Formen und Konstruktionen zu ändern und zu neuern, deutlich erkennen. Weinkauff geht dann p. CLIII zur Vergleichung des D. mit der Latinität des silbernen Zeitalters über, wo sich ebenfalls neben zeitgenössischer Diktion und vielfachen Entlehnungen zahlreiche Spuren origineller Schreibart zeigten. Nachdem er sich dann p. CLVIII sqq. noch der Mühe unterzogen hat, eine Vergleichung der Partikeln zu veranstalten, kommt er nach eingehender Untersuchung pag. CLXV zu dem Resultate:

> „Der Vf. des D. ist auch in der Auswahl und im Gebrauch der Partikeln vielfach von seinen Zeitgenossen abgewichen und hat einen selbständigen Weg eingeschlagen, sehr oft denselben, den wir T. betreten sehen. Die Sprache und der Stil des T. haben schon eine viel grössere Gemeinsamkeit, wie ich gezeigt zu haben glaube, mit dem Historiker T., als man bis jetzt angenommen hat. Es liegt kein zwingender Grund vor, den D. dem T. abzusprechen.“

Dieser von Weinkauff mit bewundernswerter Akkuratesse gelieferte Nachweis, dass die Sprache des D. in einzelnen Wörtern, Redensarten und Figuren mit der des Historikers T. übereinstimme, fällt nicht unwesentlich für

die tac. Autorschaft in die Wagschale. Trotzdem hält Steiner, sonst ein warmer Verteidiger der Verfasserschaft des T., wenig von solcherlei Versuchen und spricht p. 14 und 15 offen sein Bedenken gegen dieses Verfahren aus. Er fordert vielmehr, dass zu einer fruchtbaren Erklärung des Stiles nur diejenigen Eigentümlichkeiten auszuscheiden und in Vergleich zu bringen seien, die der D. ausschliesslich oder doch vorzugsweise mit dem Historiker T. gemein hat (Bötticher Lex. Tac. pag. LI; Eckstein p. 83), glaubt aber, dass diese Uebereinstimmungen sich dann auf ein so geringes Mass reduzieren würden, dass mit ihnen gegen die vorherrschende Differenz wenig gewonnen wäre. Ich kann in diesem Punkte Steiner nicht zustimmen; denn was könnte mehr für T. als den Dialogisten ins Gewicht fallen als eine Reihe von Ausdrücken, Konstruktionen u. s. w., die speziell nur bei ihm und im D. sich finden? Und es ist ihrer sogar eine ganz stattliche Reihe, wie sie z. B. in neuerer Zeit John in seiner Ausgabe, Einl. p. 15 ff., zusammengesucht hat. Dort findet sich eine Zusammenstellung von Ausdrücken, die den zeitgenössischen Schriftstellern des D. geläufig, vom Vf. des D. aber wie von T. in gleicher Weise gemieden und in gleichartiger Weise ersetzt werden.

Nach der Charakterisierung des Dialogstiles, den ich hier versuchte, ist also die stilistische Verwandtschaft des D. mit den unbestritten taciteischen Werken unverkennbar, und den zahlreichen Abweichungen steht eine ebenso beträchtliche Anzahl augenfälliger Übereinstimmungen und Berührungspunkte gegenüber. Ich habe mich bisher nur mit dem Vorhandensein dieser Stildifferenz befasst, ohne nach ihrem Grunde zu fragen. Erst mit der richtigen Lösung dieser wichtigen Frage aber gewinnen wir den Schlüssel zu dem Rätsel. Dass ein Stilunterschied bestehe, haben alle eingesehen, eine Erklärung für denselben haben nur wenige versucht und noch wenigere

gefunden. Sehr berechtigt bemerkt daher Gudeman (pag. XLV.), von Lipsius bis heute sei es nur eine Folge der ersten falschen Fragestellung, dass die Autorschaft des T. als Problem behandelt wurde. Man habe die vor Augen liegende Verschiedenheit des Stiles gesehen und darum nach einem Autor gefragt, bekannten oder unbekannten, dem man den Stil des D. hätte zutrauen können, statt nach dem literarischen Grunde der Stildifferenz zu fragen. Und so hat man denn in der Tat erst spät begonnen, nach einer plausiblen Erklärung für diese Erscheinung zu suchen. Wir hätten in der Dialogusliteratur nicht so viele für T. ungünstige Gesamtresultate zu verzeichnen, wenn man sich nicht von Lipsius an mit einer blossen Konstatierung des Stilunterschiedes begnügt, sondern den Gründen für denselben nachgespürt hätte, so dass selbst Eckstein gezwungen ist, seine sonst so meisterliche Darlegung mit den schon oben in Kürze (cf. Abriss der Geschichte des D.) mitgeteilten Worten zu schliessen und damit zu weiteren Forschungen zu ermutigen.

Die Erklärung aber liegt in der Lösung unserer zweiten Frage nach der Abfassungszeit der Schrift. Erst wenn wir über sie im Klaren sind, werden wir den Stilunterschied verstehen können. Die Entscheidung der chronologischen Frage bildet demnach den bedeutenden Schlussstein in dem Aufbau der Gründe für die Autorschaft des Tacitus.

D. Das chronologische Problem.

I. Zeitliche Fixierung des Gesprächs.

Die chronologische Frage hat stets eine bedeutende Rolle in der Dialoguskontroverse gespielt. Nachdem das Urteil der Gelehrten über die Autorschaft sich mehr und mehr dem T. zuzuneigen begann, trat naturgemäss die noch ungelöste Frage nach der Abfassungszeit in den Vordergrund und entfachte eine heftige und geistreiche Literaturfehde, die heute noch nicht beendet ist, sondern gerade in den letzten Jahren eine neue Wendung genommen zu haben scheint. Bald bildete das chronologische Problem den Angelpunkt des ganzen Streites, und man zweifelte an dem Zeugnis der Überlieferung um so mehr, als man nun auch chronologische Widersprüche entdeckt zu haben glaubte. Und wenn auch jetzt durch die vollendetsten Untersuchungen des taciteischen Wortschatzes unumstösslich klar gelegt ist, dass sich ihm der Sprachgebrauch des D. recht wohl angliedert, so ist doch nicht wegzuleugnen, dass die Erbringung des Vollbeweises für T. bedingt ist durch die befriedigende Beantwortung der zeitlichen Fragen:

In welche Zeit hat man das im D. überlieferte fingierte Gespräch zu setzen? — und:

Für welches Jahr ist die Abfassung resp. Veröffentlichung der Schrift anzunehmen?

Über die Zeit, in welche der Vf. das Gespräch verlegt haben will, gibt die Schrift selbst bestimmte Angaben, und zwar an drei Stellen. In Cap. 1 nämlich erklärt der Autor, er habe dem von ihm berichteten Gespräche als „iuvenis admodum“ beigewohnt. Nun habe ich allerdings schon an einer früheren Stelle (p. 22), als die Autorschaft des Plinius zur Erörterung stand, darauf hingewiesen, dass die römischen Klassiker im Gebrauche derjenigen Synonyma, die die Altersstufen wiedergeben sollen, die grösste Willkür walten lassen. Gerade den cap. 1 gebrauchten Ausdruck aber pflegt speziell T. (Agr. 7, 9; Hist. IV. 5, 6; 42, 5) bei solchen Jünglingen anzuwenden, „die das tirocinium fori unmittelbar hinter sich hatten, also im Alter von 17—20 Jahren standen“ (John, Einl. p. 3.). T. muss sich demnach, wenn anders er der Vf. ist, zur Zeit des dramatischen Vorgangs in dieser Lebensperiode befunden haben. Natürlich erhebt sich nun aber die Frage nach dem Geburtsjahr des grossen Historikers. Allein hier hat uns leider die Überlieferung im Stich gelassen, und die Ansichten der Gelehrten über das Geburtsjahr des T. schwanken unsicher zwischen den Jahren 52—58 p. Chr. n. Ich muss hier darauf verzichten, eingehend über die verschiedenen Auffassungen mit ihren Begründungen zu berichten, und erkläre nur, dass die Hypothese Haasès, der die Bekleidung der Quästur erst unter Domitian annahm und dadurch als Geburtsdatum das Jahr 58 erhielt, offenbar die wenigste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die beste Lösung dürfte vielmehr sein, wenn wir das Jahr 55 als Geburtsjahr festhalten; darnach müsste denn also das Gespräch in einem der Jahre 72—75 stattgefunden haben. Und dazu passen nun gut die beiden andern Angaben des D. in den Kapiteln 17 und 24.

Im Cap. 17 berechnet Aper die Summe der Jahre, die seit Ciceros Tod „in hunc diem“ d. i. bis zum Beginn der „sexta statio“ des Vespasian verstrichen seien. „statio“ kann hier nicht anders gefasst werden als „Regierungsjahr“ (mag es auch sonst bei T. in dieser Bedeutung nicht vorkommen), und nicht, wie Norden (ant. Kunstpr. 1898 I 325 A. 2) mit Kiessling — dem übrigens bereits Steiner (p. 17) mit dieser Interpretation zuvorgekommen war — will, als „Posten“, wonach die sexta statio als 6. Epoche von Augustus ab angesehen wird. Diese Auffassung, die neuestens unter Berufung auf Steiner auch Kaiser (p. 31 ff.) wieder hervorholt und mit langatmigen, aber wenig fördernden Erklärungen der Grundbedeutungen des Begriffes statio illustriert, stösst schon deswegen auf Schwierigkeiten, weil dann die Regierungszeiten des Klaudius und Nero zusammengenommen werden müssten, was wenig plausibel erscheint. Wenn neuerdings Dienel („Untersuchungen über den Tac. Rednerdialog III St. Pölten 1897—1901) statio als „Reichswacht“ fassen zu sollen glaubt unter Hinweis auf die Art, wie Vespasian zur Regierung berufen wurde und diesen Gedenktag dann alljährlich durch feierlichen Aufzug der Wache habe festlich begehen lassen, so trifft er sich mit dieser etymologischen Erklärung mit Kaiser [p. 31: „Vox „statio“, quae est substantivum verbale verbi „stare“, proprie ergo significat τὸ ἑστάναι, sic manere in „statione“: „stilstaan“; ex hac significatione facile sequitur ut „statio“ indicet locum ubi quis stat vel manet, ubi suam habet stationem. Saepissime usurpatur ubi de militibus sermo est (wachtpost), et sic etiam ipsi milites, qui in „stationes“ mittuntur „stationes“ dici possunt.“], der aber doch zu einer anderen Bedeutung des Wortes für die inkriminierte Stelle kommt. Dienel aber erweist damit praktisch nichts anderes, als die Berechtigung zur Indentifizierung der Begriffe statio und annus für die

Stelle im Cap. 17. Schliesslich ist es nur logisch, Cap. 17 nach der vorausgehenden genauen Aufführung der einzelnen Zahlenglieder als letztes Glied unbedingt einen weiteren Summanden zu fordern, so dass die vorgenommene Addition dann ohne Schwierigkeit auf das angegebene Resultat: 120 Jahre führt. Die sexta statio Vespasiani beginnt also mit dem 1. Juli 74 und endet Juli 75, da Vespasian Juli 69 von seinen Truppen als imperator proklamiert und akklamiert wurde (cf. Schanz, 2. A. p. 216).

Nun ergeben die von Aper genannten Zahlen, wenn wir die Lipsius'sche Konjektur sex et quinquaginta statt novem gelten lassen, 117, so dass das Gespräch a. 74 anzusetzen wäre. Damit stimmt nun freilich — wenigstens scheinbar — die zweite Zeitangabe nicht, die c. 24 „in hunc diem" von Ciceros Tode ab 120 Jahre verstrichen sein lässt, so dass wir in das Jahr 77 kämen. Diese zweite Angabe braucht uns aber keineswegs stutzig zu machen. Denn nach Wölfflin (Archiv f. Lexikogr. IX, 543 „Über das Duodezimalsystem") sind 120 Jahre nach römischer Anschauung die äusserste Grenze menschlichen Lebens, so dass wir mit Wolff, Gudeman und Leo diese 120 Jahre als fixe, runde Zahl auffassen können. So schliesst die zweite Stelle die erste nicht aus, und ich sehe keine Veranlassung, Konjekturen im Text vorzunehmen, wie vielfach versucht wurde; so verlangt Sauppe (Philol. XIX, 2, 256—263) wegen der ausdrücklichen Bezeichnung „in hunc diem" die volle Summe von 120 Jahren und konjiziert deshalb c. 17: „ac novem, felicis huius principatus stationem, qua . . .", wodurch er dann freilich 121 Jahre erhält. Gegen ihn wenden sich mit Recht J. Classen (Eos 1864 I p. 4 ff.) und Urlichs (Festgr. der philol. Gesellsch. zu Würzburg an die 26. Phil.-Vers. 1868, p. 4), welch letzterer wiederum mit unzureichenden Gründen, indem er „septimam felicis . . ." schreibt, sich für das Jahr 76 ausspricht. Die erste Stelle

cap. 17 ist zweifellos korrumpiert, oder es liegt ein Irrtum des Autors vor, der die Regierungszeit des Augustus unrichtig angibt. Cäsar stirbt a. 44; sein Erbe tritt rechtlich sofort sein Neffe an, der die Geschicke Roms bis zu seinem a. 14 erfolgten Tode, also 58 Jahre lang leitet. Wäre seine Regierungszeit richtig so angegeben, dann erhielten wir in der Tat: 58+23+4+28+1+6= 120 Jahre, was der Angabe cap. 24 entspräche. Allein es hat hier, wie schon gesagt, keinen Zweck, Konjekturen vorzunehmen; sei dem, wie es wolle — jedenfalls kann der zweimalige Ausdruck „in hunc diem“ kein Grund sein, an dem überlieferten Text zu zweifeln, um so weniger, als auf ihn an den beiden Stellen gar kein besonderes Gewicht gelegt erscheint. Es soll eben nur gesagt werden, dass bis zu der Zeit, in der das Gespräch stattfindet, eine gewisse Reihe von Jahren verflossen ist. Daher ist mit diesem Ausdruck auch meine zuerst dargelegte Ansicht ganz gut vereinbar, wenn ich die genannten 120 Jahre als Pauschalsumme nehme.

Der D. enthält ferner noch eine vierte Stelle, die man eventuell zur zeitlichen Fixierung des Gespräches heranziehen könnte: der c. 37 erwähnte Mucianus lebt also noch im Jahre des D. Derselbe Mucian wird aber vom älteren Plinius in dessen Naturgeschichte XXXII 6, 62 als erfahrener Austernkenner angeführt; aus dem an jener Stelle von Plinius gebrauchten Perfektum folgert man nun, dass Plinius den Mucian bereits als nicht mehr unter den Lebenden weilend bezeichnen wollte. Die Naturgeschichte wurde a. 77 in erster Fassung vollendet, so dass also das historische Datum des D. vor 77 angesetzt werden müsste, da er Mucian als lebend erwähnt.

So lässt sich denn kein stichhaltiger Grund gegen das Jahr 74 ins Feld führen. Ja, man erkennt jetzt sogar recht gut, warum der Vf. gerade in dieses Jahr das Gespräch verlegt. Er berichtet in der Einleitung, dass er

eine Unterhaltung geistreicher Redner wiedergeben wolle, die er als noch ganz junger Mann mitangehört habe. Dieses Jahr 74 motiviert nun vollkommen die ganze Haltung des Vf. Dass er als 19jähriger Jüngling Interesse hatte, an einer Unterhaltung dieser Art teilzunehmen, kann nicht befremden. Denn die jungen Leute dieses Alters besuchten die Rhetorenschulen und übten sich für den künftigen Beruf des Beamten und Staatsmannes, der die perfekte rednerische Ausbildung zur Voraussetzung hatte. Der junge Mann schloss sich nun als sectator oratorischen Celebritäten seiner Zeit an — Aper und Secundus in unserm Falle. Seine 19 Jahre mussten ihn ausserdem befähigen, dem Gang des Gespräches mit Verständnis zu folgen, sie mussten ihn aber andererseits auf die Stellung des aufmerksamen Zuhörers beschränken, der es nicht wagen konnte, in den Gang der Entwicklung einzugreifen. So ist durch die Zeit des Gespräches die Position des Vf. mit Hilfe der Fiktion sehr gut und unantastbar motiviert — ein neues Moment für T. als Autor.

II. Zeitpunkt der Abfassung der Schrift.

Dass jedoch die Zeit des Gesprächs unabhängig ist von der Zeit der Abfassung, das bezeugt deutlich das erste Kapitel der Schrift. Wieviele Jahre liegen aber zwischen dem (gedachten) historischen Vorgang und dem Zeitpunkt der Abfassung? Dieser prinzipiell wichtigen Frage soll nun im folgenden näher getreten werden.

Das erste literarische Datum, das uns unanfechtbar über T. überliefert ist, ist das Jahr 98, in welchem der Geschichtschreiber die Biographie seines Schwiegervaters Agricola veröffentlichte. Gleich im Beginn dieser Schrift nun, in den Kapiteln 2 und 3, erhalten wir vom Vf. einige für den Literarhistoriker höchst bedeutsame Angaben über die Ursache, warum er erst jetzt wieder, im vorge-

schrittenen Alter von 43 Jahren, mit einer Schrift an die Öffentlichkeit trete. Die 15 jährige Regierung des despotischen Domitian hatte nämlich jegliche freimütige literarische Regung unmöglich gemacht, und wir sehen uns — vorläufig wenigstens — zu der Annahme genötigt, dass auch T. unter diesem Zwang gelitten und seine schriftstellerische Tätigkeit unter diesem Kaiser also geruht habe. Doch lässt diese bekannte Stelle (Agr. 3) die Möglichkeit, dass T. bereits vor Domitians Regierungsantritt sich publizistisch betätigt habe, unberührt; die Angabe im Agr. schafft demnach eine natürliche Einteilung für die Untersuchung der chronologischen Frage des Dialogs: müssen wir die Schrift vor Domitian ansetzen oder erst nach dessen Tod, oder gestehen wir trotz der Bezeugung in Agr. 3 die Möglichkeit zu, dass der D. unter Domitian verfasst wurde? Von der richtigen Beantwortung dieser Fragen wird es vornehmlich abhängen, ob wir dem T. die Autorschaft des D. zuzuerkennen vermögen oder ob wir uns entschliessen müssen, trotz der früher entwickelten Gründe ihm denselben abzusprechen.

So ziemlich von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab spielt speziell das chronologische Problem die Hauptrolle in der Dialogusliteratur. Konnte man mit irgendwelchen Gründen beweisen, dass der D. zeitlich zusammenfalle mit des T. historischer Schriftstellerei, so war damit für einen Gegner der tac. Autorschaft auch klar erwiesen, dass T. der Vf. dieses rhetorischen Kunstwerkchens überhaupt nicht sein konnte — denn wie liesse sich sonst der Unterschied zwischen beiden Stilgattungen erklären? Nur vereinzelt tauchte damals die Ansicht auf, dass trotz der Verweisung der Schrift nach Domitian gleichwohl an des T. Autorschaft festgehalten werden könne, eine Theorie, für die sich namentlich erst in der jüngsten Zeit wieder Stimmen erhoben haben. Die Mehrzahl der Gelehrten aber entschloss sich für die vordomitianische Zeit,

nachdem bahnbrechende Untersuchungen dieser Annahme die Wege geebnet hatten, während der dritten Gruppe, die die Schrift in den ersten Regierungsjahren Domitians ansetzt, sich stets nur wenige anzuschliessen vermochten. Der Streit um den Urheber des D. war aus stilistischen Gründen entsprungen, drehte sich aber gar bald um die chronologische Frage, die schon von Steiner für die bedeutsamste erachtet wurde (Weinkauff p. XXXIX): Ist der D. ein Werk der flavischen Epoche, etwa um 81 verfasst, oder der trajanischen?

Der D. selbst enthält für die Bestimmung der Abfassungszeit nicht viele, und vor allen Dingen keineswegs sichere Anhaltspunkte; doch muss entsprechend dem sachlichen und stilistischen Verhältnis der Schrift zu den übrigen unter des T. Namen überkommenen Werken von vorneherein als höchst wahrscheinlich angenommen werden, dass sie den Erstlingen taciteischer Schriftstellerei zuzuzählen ist (vgl. oben p. 41). Als der D. geschrieben wurde, musste dessen Vf. mit seinen theoretisch-rhetorischen Studien zu Ende sein, um sich an die Diskussion eines so aktuellen Themas mit Erfolg wagen zu können. Der D. ist also als natürliches Resultat der Studien seines Vf. zu verstehen. Und diese logische Forderung deckt sich vollkommen mit der Annahme von des T. Autorschaft. Wir wissen aus Plinius, dass sich T. intensiv mit rhetorischen Studien beschäftigt hat, dass er bereits als junger Mann die höchsten Triumphe auf dem Forum als Gerichtsredner feierte. Musste es da den aufgeklärten stolzen Freidenker nicht locken, in einer eigenen Schrift die engen Grenzen zu zeigen, die der Rednerkunst in der Monarchie gezogen seien, und zu erweisen, dass unter ihr die Beredsamkeit unaufhaltsam — durch die Verhältnisse niedergedrückt — ihrem Verfall und Ende entgegengehen müsse? Um diese seine Anschauung zur Geltung zu bringen und sie zur öffentlichen Diskussion

zu stellen, erfand T. also das Gespräch über die Redner und kleidete es in die beliebte, bescheidene Form eines Referates über eine Unterredung, die in Wirklichkeit nie stattgefunden. T. war ein Schriftsteller von origineller Kraft, von origineller Selbständigkeit. War er also zu jung, wenn er nach Absolvierung seiner rhetorischen Studien, allerdings noch unter dem Bann der Schuldoktrinen stehend und den quintilianisch-ciceronianischen Reformbestrebungen zugetan, eine eigene Meinung vortrug? Bei feuriger und schwunghafter Diktion geht ein jugendlicher Zug durch die ganze Schrift. Es mag Kaiser (p. 5) zugegeben werden, dass es sich ohne weiteres von vorneherein nicht entscheiden lässt, ob ein sermo „senilis“ oder „iuvenilis“ sei; allein einige ganz und gar nicht zurückhaltende, für jene Zeit fast unkluge Bemerkungen lassen doch wohl eher auf einen jugendlichen, denn auf einen gereiften, bedächtigen Vf. schliessen. Gewiss, T. kann den D. in jugendlichem Alter, d. h. für mich: vor Domitian abgefasst und veröffentlicht haben.

Der Vf. hat dem Gespräch als iuvenis admodum beigewohnt und gibt es nun aus dem Gedächtnisse (memoria ac recordatione), iisdem numeris, iisdem rationibus, servato ordine disputationis schriftlich wieder.

Dieses iuvenis admodum in Verbindung mit den andern nachfolgenden, klaren und bündigen Ausdrücken hat Anlass zu vielen langatmigen Diskussionen gegeben (vergl. hierzu schon oben).

Man hat in erster Linie geltend gemacht, dass ein junger Mann von ungefähr 25–26 Jahren sich für die Zeit seines 19. Lebensjahres nicht wohl als iuv. adm. hätte bezeichnen können. So sagt z. B. Nipperdey in der 3. Aufl. des T. vom Jahre 1863 (ich zitiere nach der mir vorliegenden 6. A. 1874, pag. IX): „Vor Domitian kann der D. nicht geschrieben sein, da sich T. für die Zeit, in welche er die Unterredung setzt, c. 1 als iuv. adm. bezeichnet:

o spricht aber niemand von sich, der erst 7 oder 8 Jahre lter geworden ist.“ Auch in neuester Zeit basieren auf iesem Argument starke Zweifel an der tac. Autorschaft, o bei Andresen (neue 3. verb. A. 1891 p. 3). Als Beveisgrund gegen die Ansetzung der Schrift unter Titus vurde das Moment ferner u. a. gewürdigt von Leo in s. Rez. der englischen A. Gudemans, Gött. gel. Anz. 1898,). 174 u. 175. Ich gebe Leo zu, dass es möglich, vieleicht sogar auch weniger auffällig ist, wenn jemand, n den vierziger Lebensjahren stehend, erklärt, er wolle etzt etwas mitteilen, was er einmal als noch ganz junger Mensch von 19 Jahren gehört habe. Erscheint es aber ils ausgeschlossen oder unverständlich, dass ein 26jähriger Mann, der mit 22 oder 23 Jahren Schwiegersohn des Konsuls Agricola wurde, der schon mehrere öffentliche Ämter bekleidet und als tüchtiger Redner allenthalben Anerkennung gefunden hatte, wenn solch ein frühgeeifter Mann sich mit Beziehung auf die Zeit, wo er unter Aper und Secundus seine rhetorischen Studien betrieb, sich als iuv. adm. bezeichnete? Warum soll man, wie Anlresen meint, gerade den Gedanken erwarten: . . . „und ils reiferer Mensch schreibe ich das damals Gehörte etzt nieder“, und soll nicht ebenso gut fortfahren könien: . . . . „und da nun inzwischen einige Jahre vertrichen sind, in denen ich, wie ich mir schmeicheln larf, zur Autorität auf dem Gebiete der Beredsamkeit geworden bin, so wage ich es hiermit, die damals vorgeragenen und jetzt gerade wieder aktuellen, einander entgegengesetzten Anschauungen in einem Dialog, in der klassischen Form, die Cicero geschaffen, vorzutragen“? Der junge T. war zu bescheiden und zu — klug, eine solche Erklärung seinem Werkchen beizugeben, denn seine Zeitgenossen verstanden ihn. Es mag sein, dass T. durch seine Jugendlichkeit, die man nachrechnen konnte, an einer unauffälligen und gut motivierten äusseren Einklei-

dung behindert war; allein man muss gestehen, dass er mittels der Fiktion die günstigste Lösung fand, wenn er das Gespräch in die Zeit verlegte, wo er als junger Student die Rhetorenschulen besuchte: diese Studien waren nun längst abgeschlossen, eine glänzende Praxis hatte die Theorie abgelöst, und nun erstand dieser Praxis eine einschlägige Fachschrift des iuvenis (cf. Agr. c. 9) Tacitus, die die trüben Erfahrungen wiederspiegelt, die er als Redner und Sachwalter hatte machen müssen und offnen Augs und wachen Geistes erkannt hatte. So hatte schon Steiner (p. 23) richtig bemerkt: „Warum sollte nicht bei uns ein 25jähriger angehender Beamter oder Geistlicher von der Zeit, wo er als ein aufgeweckter 18jähriger Primaner irgend einer gelehrten Unterhaltung älterer Männer als Zuhörer beiwohnte, ohne Bedenken sagen dürfen, er sei damals noch sehr jung — iuvenis admodum — gewesen?“ Ähnlich äussert sich John (Einl. S. 6) und auch Gudeman hält den inkriminierten Ausdruck für einwandfrei, da T. mit 27 Jahren schon eine hohe Stellung bekleidete, einen Ruhm als Redner genoss und gewiss auch geistig reif genug war, um ein so schwieriges Problem zu beherrschen (vergl. auch die Wolff'sche Rez. der Leidener Diss. v. Kaiser 1902 in der Berl. Phil. Woch. 1903 Sp. 424). Die innere Unwahrscheinlichkeit, die Leo p. 175 gegen die Auffassung, dass der 26jährige sich so gar wohl habe ausdrücken können, konstruieren will, kann ich nicht fühlen noch finden, und der Einwurf, eine derartige Auslegung widerspreche „aller Bezeugung des römischen Geschmackes“, erscheint mir allzu hypothesenhaft und mit dem Hinweis darauf, was ich schon früher über die bei den römischen Schriftstellern zu beobachtende ziemlich willkürliche promiscue-Anwendung der Altersangaben sagte, erledigt.

Der Ausdruck invenis admodum bietet demnach durchaus keinen Anhaltspunkt, die Ansetzung der Schrift vor Domitian von der Hand zu weisen. Nehmen wir die

äusserste Grenze vor Domitians Anfängen, das letzte Regierungsjahr des Titus, als Jahr der Abfassung an, so erhalten wir eine Spanne von *sieben* Jahren zwischen dem Zeitpunkt des fingierten Faktums und der Abfassung. Es ist also unrichtig, wenn Wolff in der Einl. zu s. erkl. Ausg., Gotha 1890, meint, die Ausdrucksweise iuv. adm. wäre ungeeignet, wenn es sich nur um 3—4 Jahre handelte. Er nimmt nun ungefähr 10 Jahre an und kommt damit, wie gewollt, in die ersten Jahre Domitians, was dann gar gut mit seinen sonstigen Argumenten zusammenstimmt. Ebenso glaubt Peterson (Oxford 1893, pag. XVII) die Zeitdauer zwischen dem historischen Ereignis und der literarischen Bearbeitung desselben vergrössern zu können, um so die Argumente zu widerlegen, die auf das iuv. adm. gegründet würden. Die Annahme einer längeren Zwischenzeit liegt ja allerdings nahe, aber man braucht und darf nicht über ein Ziel, das durchaus keine Schwierigkeiten (auch in anderer Hinsicht nicht, wie wir bald sehen werden) bietet, in unnötiger Weise hinausgehen.

Wenn nun aber Peterson pag. XVII auch deshalb die Abfassung nach Domitian verwerfen zu müssen glaubt, weil nicht vergessen werden dürfe, dass der Vf. vorgebe, nur aus dem Gedächtnis allein seinen Bericht hergestellt zu haben, was die Annahme, dass T. Notizen gemacht haben könnte, eigentlich ausschliesse, und dass eine solche Unterredung nach so langer Zeit frei aus dem Gedächtnis niederzuschreiben (besonders iisdem numeris etc.) eine ganz unmögliche Leistung wäre, — so scheint er mir mit *diesem* Argument der Sache derer, die für die flavische Epoche eintreten, keinen sonderlichen Dienst erwiesen zu haben, da er dabei den fiktiven Charakter der Schrift völlig verkennt. Auch Wolff verfällt in seiner A. dem gleichen Irrtum. Zum mindesten sind mit John (Einl. S. 6) diese Ansichten dahin zu rektifizieren, „dass, wenn auch der Erzählung kein wahrer Vorgang zu grunde liegt, doch

der Schein der Wirklichkeit, der sonst so sorgfältig gewahrt wird (cf. D. cap. 37, 7), nicht vorweg gröblich zerstört werden durfte."

Aus gewissen Bemerkungen in unserer Schrift gewinnen wir ferner die Möglichkeit, die Beweisgründe derer, die die Abfassung in die ersten Jahre Domitians verweisen, zu erschüttern. In den Kapiteln 8 und 13 wird in sarkastischer Weise von Günstlingen Vespasians gesprochen, den Delatoren Eprius Marcellus und Vibius Crispus. Durch die offenbar abfällige Kritik, die hier an diesen bei Hofe einflussreichen Männern geübt wird, nimmt der D. den Charakter einer freimütigen Schrift an (cf. p. 56), und solche Schriften waren unter Domitian verpönt. Dies stimmt auch gut mit den Worten in Agr. 3 überein, nach denen T. unter des Domitian Regierung geschwiegen hat. Nun haben aber einige Gelehrte wie Vogel, Wolff, Weinkauff (1857), Peterson u. a. die Anschauung vertreten, der D. könne recht wohl — trotz Agr. 3 — in die ersten Regierungsjahre Domitians verlegt werden, wo dieser Kaiser ja noch ein ganz leidlicher Regent gewesen sei. Hier liegt ein Stein des Anstosses, der umgangen werden muss. Es ist klar, dass sich die Verteidiger der Abfassung unter Domitian abmühen, um mit einer einigermassen plausiblen Erklärung diesen Widerspruch zu beseitigen. Peterson meint also pag. XIX, der Ton, in dem Maternus über einige Günstlinge spreche, könne wohl Veranlassung gewesen sein, dass man dem Vf. bedeutete, fernere Meinungsäusserungen seien nicht erwünscht. Eprius Marcellus sei tot gewesen und könne keine hohe Stelle in den Erinnerungen Domitians eingenommen haben: vielleicht habe Dom. seinen Vater nicht geliebt, aber er habe ebensowenig eine Vorliebe für Verschwörer haben können. Vibius Crispus sei am kaiserlichen Hof noch in Ansehen gewesen und es geblieben bis zu seinem a. 93 erfolgten Tod. „But even under Titus such persons as Crispus,

who worked their way to power by the methods of the ‚delator", had begun to be in less request (Suet. Tit. 8)". Aber gerade mit dem letzten Satz schlägt sich Peterson selbst: denn da Titus, wie Suet. Tit. 8 ausdrücklich mitteilt, alle Delatoren hasste, so ist (cf. Gudeman p. XXX) anzunehmen, dass auch Vib. Crispus unter diesem Kaiser in Ungnade fiel, dass somit Tacitus keinen Grund hatte, Crispus irgendwie zu schonen, wenn er, wie ich annehme, unter diesem Kaiser seinen D. schrieb. Wenn nun auch in der ersten Zeit Domitians sich dessen despotische Anlage noch nicht offenbarte, so weist Gudeman (pag. XXXII) die Ansicht, dass in diesen ersten Jahren (etwa a. 85) der D. entstanden sei, doch mit Recht als wertlos zurück, umsomehr als Vibius Crispus in dieser Periode zweifellos wieder zn vollem Ansehen und Macht gelangt sein müsse.

Peterson zeigt aber dann offenbar selbst kein rechtes Zutrauen mehr zu dem friedlichen Charakter Domitians in seinen Anfängen, dem Beschützer und Förderer schöngeistiger Bestrebungen, dem „patron of literature", als den er ihn pag. XVIII schildert, wenn er pag. XIX weiterhin zur Entlastung der auf Crispus bezüglichen Stellen zu der zweifelhaften Sophistik greift, T. habe ja nicht Domitian selbst angegriffen oder die herrschenden politischen Zustände gegeisselt — „and his political theories must have been shared by many in the Rome of that day". Mag auch Domitian immerhin sein quinquennium gehabt haben wie Nero, — solche rückhaltslose Äusserungen, in denen doch deutlich genug eine herbe Kritik zu erblicken war, hätte ein Domitian dem T. nie verziehen. Und wenn wir auch annehmen, dass der in seiner ersten Periode ja tatsächlich von guten Absichten geleitete Herrscher es bei einer Verwarnung oder der Androhung kaiserlicher Ungnade bewenden liess, (wofür wir übrigens durchaus keinen Beleg haben) — denn, wie Peterson p. XIX richtig ausführt, wir haben keinen Grund,

Wolff zuzustimmen, der T. mit dem unbekannten Schriftsteller identifiziert, von dem Quintilian X 1, 104 in seiner Aufzählung der römischen Historiker spricht [Petersons Ausführung lautet übersetzt: „Quint. war Weltmann genug, um einen Höflingston annehmen zu können, wenn es in seinem Interesse lag, und er würde kaum das Lob ausgesprochen haben, wenn sein unbekannter Träger des Kaisers Ungnade sich zugezogen hätte"]; neuerdings glaubt man diese Stelle mit mehr Recht auf Fabius Rusticus beziehen zu dürfen (John p. 61 Anm. 65) — wenn dem auch so war, können wir es dann für möglich halten, dass Domitian auch dann noch, als bei seiner argwöhnischen und heftigen Natur der Wahnwitz tückischer Tyrannei zum Durchbruch gekommen, dem Vf. des D., der doch in des Cäsar erträglichen Jahren schon genörgelt hatte, seine Huld erhielt, ihn sogar zu weiteren Ehrenstellen beförderte, a. 88 zum Prätor machte und zum Quindezemvir für die Säkularspiele bestimmte? Den literarischen Versuch des Jahres 80 oder 81 aber mochte Domitian, der, damals noch Prinz, kein oder nicht viel Interesse am D. haben konnte, längst vergessen haben oder ihn den damaligen jungen Jahren des Autors zu gute rechnen, zumal dieser sich seitdem literarisch nicht weiter betätigt, sich nur in den Dienst des Gemeinwesens gestellt hatte. „Und wie hätte T. damals die Herrschaft des „Einen und Weisesten" und die „Milde" des kaiserlichen Richters rühmen können, ohne seine Ehre preiszugeben?" — eine treffliche, feine Bemerkung Johns (p. 5) mit Beziehung auf D. 41 (vgl. hierzu auch Steiner p. 32).

Nun bliebe allerdings noch ein Ausweg offen, mit dem man mehrfach die Abfassungszeit unter Domitian zu stützen gesucht hat. Eckstein z. B. (p. 39), Wolff u. a. glauben, dass der D. zwar unter Dom. verfasst, aber erst nach dessen Tod durch seine Herausgabe allgemein zugänglich geworden sei. Aber was gewinnen wir mit

lieser auf den ersten Blick so viel versprechenden Hypohese? Wahrlich wenig genug — denn hätte wohl T. iberhaupt ein Werk für die Öffentlichkeit geschrieben, venn er hätte fürchten müssen, es nicht herausgeben zu tönnen (John p. 5)? Und dann trägt die Schrift doch lie Widmung an Justus Fabius an der Stirn! „Oder hat ɜr etwa den Fabius bei der Übersendung ausdrücklich ɜrsucht, das Mitgeteilte bis nach dem Tode des Dom. in seinem Pulte zu verschliessen? Dann hätte er es aber wahrlich sicherlich so lange für sich behalten, oder doch wenigstens in der Zuschrift an Fabius diesen seinen Wunsch irgendwie angedeutet“. (Steiner p. 16 unten.) Durfte man aber in Domitians ersten Jahren zwar wahrheitsgetreue, aber nicht beleidigende Äusserungen wagen, so lag meines Erachtens kein triftiger Grund vor, die Herausgabe einer an und für sich in politischer Beziehung tendenzlosen Schrift zu verzögern und aufzuschieben, in des Kaisers zweiter Periode aber verbot es sich von selbst, sich überhaupt nur an die Abfassung einer solchen Abhandlung zu machen, wenn man nicht von vorneherein darauf verzichten wollte, irgendwelcher Anspielungen auf herrschende Zustände sich zu enthalten.

Ziehen wir ferner die bereits besprochene Stelle in Agr. 3 in Betracht, an deren uneingeschränkter Glaubhaftigkeit zu zweifeln ich ganz und gar keinen Grund einzusehen vermag, so ergibt sich eine Reihe positiver, unerschütterlicher Gründe, die die Abfassung des D. unter des Domitian Regierung als ausgeschlossen erscheinen lassen.

———•••———

Nun bleibt die Frage: vor oder nach Domitianus? Viele Gegner der vordomitianischen Abfassungszeit glauben aus der Stelle D. 2: . . . „venerunt ad eum Marcus Aper et Julius Secundus, celeberrima tum ingenia fori

nostri" — schliessen zu können, dass T., einer ciceronianischen Forderung entsprechend (Cic. ad Att. XIII, 19, 3), im D. nur verstorbene Personen habe auftreten lassen. Darin stimmen sie zwar auch mit einigen Verteidigern dieser Abfassungsperiode zusammen, z. B. mit John (p. 42). Nun bietet aber Dio Cassius 67, 12 eine Stelle, wo zum Jahre 91 von Domitian berichtet wird: »Μάτερνον σοφιστήν, ὅτι κατὰ τυράννων εἰπέ τι ἀσκῶν, ἀπέκτεινεν.» Hat nun T. wirklich keinen Lebenden in seiner Schrift erwähnt, und ist dieser Maternus des Cassius identisch mit Curiatius Maternus im D., so ist ja allerdings zur Evidenz erwiesen, dass der D. vor dem Jahre 91 nicht geschrieben sein kann. Wenn dem so wäre — aber dem ist nicht so. Schon Nipperdey hatte, neben seinen Bedenken gegen iuvenis admodum hauptsächlich von diesem Argument bewogen, in der 3. Aufl. von 1863 seine in der 1. A. vertretene Ansicht fallen lassen: . . . . „es ist nicht wahrscheinlich, dass die Schrift bei Lebzeiten der darin auftretenden Personen geschrieben ist, während Cur. Maternus nicht vor 91 v. Chr. starb". Diese Theorie hat Anhänger gefunden in Andresen (Ausg. 1879; ja A. vermutet in D. sogar eine Lobschrift auf das Opfer Maternus [1]), der D. könne also wahrscheinlich unter Domitian nur entworfen, nicht aber schon ausgearbeitet und herausgegeben worden sein; 3. A. 1891 berührt die Maternus-Frage überhaupt nicht mehr), Schanz (röm. Lit. Gesch. 2. A. 1901), Norden (ant. Kunstpr. 1898, I p. 321 ff.) u. a., während vornehmlich Steiner, in neuerer Zeit Teuffel-Schwabe (5. A. Lpz. 1890 § 318, 1), E. Zarncke (Jahresb. üb. d. Fortschr. d. klass. A. LXXIII (1892) 280), Gudeman (p. LXIX), Leo (Gött. gel. Anz. 1898, 174 ff.), W. Schmid (d. griech. Ren. in d. Römerzeit 1898 p. 42 Note 63) und John (p. 45 Anm. 30)

---

[1]) vgl. hierzu p. 27.

ihr widersprechen. So meint Norden, die Identität dieses Maternus mit dem im D. erscheinenden Dichter gleichen Namens habe man zwar zu leugnen versucht, doch nach seiner Ansicht mit unzulänglichen Gründen; sei aber dieser σοφιστὴς Μάτερνος mit dem Dichter des D. identisch, so ergebe sich daraus, dass der D. nach 91 verfasst ist, denn T. habe keine Lebenden erwähnt, was einmal sich ergebe aus der sich bekanntlich bis in Einzelheiten erstreckenden Nachahmung Ciceros „de oratore" und dann aus der Stelle in c. 2, wo von Aper und Secundus als nicht mehr Lebenden gesprochen werde.

Hierauf ist erstlich zu erwidern, dass die Bezeichnung σοφιστὴς für den Dichter Cur. Maternus durchaus nicht passt, und auch Schanz, der die Identität der Beiden verficht, muss zugeben, dass diese Bezeichnung doch „etwas sonderbar" erscheine. Der Ausdruck σοφιστὴς (= declamaus, declamator) bezeichnet einen berufsmässigen Schulredner. Unser Maternus war aber nichts weniger als professioneller Rhetor, wie doch der Dialog deutlich genug (z. B. c. 42) zu erkennen gibt. Und dann war der Dichter Maternus, „der sich von dem praktischen Beruf des Sachwalters ermüdet auf die Dichtung zurückgezogen hat" (Teuffel-Schwabe, Lpz. 1890 [5]), nach seinen Reden im D. zu schliessen doch nichts weniger als Revolutionär. Im übrigen war, wie die Inschriften dartun, das cognomen Maternus ziemlich häufig, und Rhoden und Dessau führen im II. Bd. der Prosopographia imp. Rom. 14 mehr oder weniger bekannte Träger dieses Namens an. Die Hypothese hat also weit mehr Wahrscheinlichkeit gegen sich als für sich. Der D. selbst enthält nicht die leiseste Andeutung, dass Maternus bereits tot sei; denn die Stelle in c. 13: „quandoque fatalis et meus dies veniet" lässt sich ebensowohl tendenzlos auffassen, als dass man in ihr die gesuchte Anspielung auf das gewalt-

same Ende jenes Maternus bei Dio Cassius erblicken zu können glaubt (vgl. Eckstein p. 38).

Aber selbst wenn wir als erwiesen annehmen wollen — ich bin weit entfernt davon —, dass (nach c. 2) Aper und Secundus bereits als tot zu denken sind, kommen wir gleichwohl in keine Verlegenheit, wenn wir den D. etwa um das Jahr 81 ansetzen. Beziehen wir das tum in c. 2 auf den bereits erfolgten Tod der Beiden und nicht vielleicht besser nur auf eingetretene Veränderung ihrer Lebensverhältnisse, so zwingt uns diese Auffassung noch lange nicht zu der Annahme, dass auch die andern Unterredner als tot zu denken sind; glauben wir denn, dass sich T. so sklavisch an ciceronianische Normen für Äusserlichkeiten gehalten haben wird? Und dann hatte, wie Hirzel („Der Dialog" Lpz. 1895, II, p. 50) darlegt, Cicero auch bereits zu Dialogen dieser Art das Vorbild gegeben (2. Bearbeitung der Academica und die darauf bezügliche Äusserung ad fam. IX 8, 1).

Scharfsinnig bemerkt ferner W. Schmid S. 42 Anm. 63 der zitierten Schrift [1]) in einer kurzen Kritik der von Norden über den D. geäusserten Meinungen: . . . „Die Norm, dass Tacitus keine Lebenden erwähne, ist petitio principii". Deshalb kann ich mich auch unmöglich mit der Auffassung Gudemans, Teuffel-Schwabes u. a. einverstanden erklären, welche die Verschiedenheit der beiden Materni für erwiesen erachten, wenn die Abfassung des tac. D. unter Titus fällt. Mögen selbst die beiden identisch sein, so ist das für meinen Standpunkt zur Zeitfrage gänzlich irrelevant.

Der Versuch, eine Identität der beiden Materni im D. und bei Dio zu konstruieren und daraus einen Schluss auf die Abfassungszeit des D. zu ziehen, dürfte sonach als fehlgeschlagen zu betrachten sein.

---

[1]) vgl. p. 64.

Aus äusseren Zeugnissen hat dann Wutk (Dialogum a Tacito Traiani temporibus scriptum esse, Spandau 1887) die Abfassungszeit der Schrift zu erschliessen gesucht, indem er Briefe des Plinius für die Entscheidung der Frage heranzog. Die Arbeit von Wutk hat mit Recht wenig Aufsehen gemacht; man erkannte sofort, dass er auf unsicherem Boden operiere. Wutk glaubt Plin. I, 20 von Plinius genau dieselben Gedanken ausgesprochen zu finden, wie im D.; dieser Brief sei a. 98 verfasst, der D. also höchstens 99, denn es wäre eine Albernheit gewesen, wenn P. an T. eine Aufforderung gerichtet hätte, nachdem dieser bereits eine Schrift in diesem Sinne habe erscheinen lassen. Aber Wutk übersieht, dass die von Plinius seinem Freunde gestellte Frage mit dem Streit über das Unzeitgemässe der verschiedenen Stilgattungen gar nichts zu tun hat. Erfolgreich entwaffnete ihn Helmreich in einer Rezension bei Bursian LV, 1890, p. 16 f. Er führt dort überzeugend aus, dass die von Wutk angeblich entdeckte Übereinstimmung zwischen D. und Plin. I, 20 in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Die Streitfrage, ob eine kurze oder ausführliche Rede besser sei, werde im D. kaum berührt, und Plinius konnte ganz gut, auch wenn der D. längst veröffentlicht nnd ihm wohlbekannt war, diese Frage seinem Freunde zur Entscheidung vorlegen. Als Entstehungszeit der tac. Schrift erschliesst Wutk aus Plin. II, 3 und II, 14 das Jahr 100. Ich halte jedoch mit Helmreich den von Wutk unternommenen Versuch, aus den plinischen Briefen die Abfassungszeit des D. zu bestimmen, für durchaus missglückt. Neuerdings hat Dienel (Progr. St. Pölten 1901) den Versuch von Wutk mit gleich negativem Erfolge erneuert.

Die bisher gewürdigten Argumente zu den verschiedenen Vermutungen über die Abfassungszeit des D. waren entweder der Schrift selbst entnommen oder knüpften wenigstens an Bemerkungen und Fingerzeige in derselben

an. Einen Umstand aber, der das ganse Wesen der Schrift in ihrer speziellen Eigenschaft als einer rhetorischen begreift, hat zum erstenmal Gudemann p. XXXII sqq. verwertet, indem er damit die Zeitfrage für die Epoche des Titus entscheiden zu können vermeinte. Er glaubt nämlich, die Kontroverse über den Verfall der Beredsamkeit sei in der Zeit nach Domitian nicht mehr lebendig gewesen, sei also für die Zeit des Nerva 96—98 und Trajan 98—117 ein literarischer Anachronismus. Petronius in seinem ersten Kapitel, Seneca in der Einleitung zu den controversiae, der jüngere Seneca in seinen Episteln und der anonyme Schriftsteller von περὶ ὕψους — alle behandelten dasselbe Thema; beim Regierungsantritt Domitians seien diese Stimmen verstummt. Das Vorhandensein von Quintilians institutio oratoria sei ein glänzender Beweis für diese Tatsache. Ich kann hier Gudeman nicht folgen, da seine Beweisführung sich auf allzu unsicherer Basis bewegt. Gewiss war die Kontroverse über den Verfall der Beredsamkeit auch nach Domitian noch ein aktuelles Thema, wie Leo in s. Kritik d. Gudemanschen Ausg. (Gött. gel. Anz. 1898, p. 173 ff.) ohne grosse Schwierigkeit nachweisen konnte:

> „Quintilian hat de causis corr. el. ums Jahr 90 geschrieben, und der inst. orat. eine jener Schrift entgegengesetzte Tendenz beizulegen, wie G. es tut, ist ein gewagtes Stück; die Konzessionen, die Quintilian macht (wie II 5, 25 und oft) zeigen doch nur, dass er persönliche Rücksichten nimmt. Die Jahrzehnte um die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts sind die Zeit der Entwicklung des Archaismus, die Zeit der more prisco apud iudicem fabulantes, der vetera tantum et antiqua mirantes . . . . Das Prototyp der Zahlreichen ist Plinius; er schreibt um die Mitte von Trajans Regierungszeit (VI 21, 1): sum ex iis qui

mirantur antiquos, non tamen, ut quidam, temporum nostrorum ingenia despicio; neque enim quasi lassa et effeta natura nihil iam laudabile parit. Die Worte reichen zu Gudemans Widerlegung aus . . . ."

Auch John verwirft in seiner Besprechung der Gudemanschen Ausgabe in der Berl. Phil. Wochenschr. 1894 diesen Standpunkt Gudemans: . . . „wohl begegnete die Beredsamkeit in der 4.—8. Dekade des 1. Jahrhunderts vorwiegendem Interesse, allein auch unter Dom. war sie nicht ausser Mode, ein Ansetzen einer Schrift über dieses Thema also als „lit. A." zu bezeichnen, heisst zu viel, also nichts beweisen". Die These, dass 15 Jahre eine fühlbare Veränderung der rhetorischen Verhältnisse herbeizuführen vermochten, klingt doch recht wenig ansprechend, sogar unwahrscheinlich; dieser Punkt in der Beweisführung Gudemans, auf den er sogar besonderen Wert legt, ist also verfehlt.

Haben die bisher erörterten Momente die Annahme der Abfassung vor Domitian als möglich erscheinen lassen, hat sich zum mindesten kein triftiger Grund für die Ansetzung der Schrift in einer späteren Epoche ergeben, so wird diese Möglichkeit zur Notwendigkeit, wenn wir nach einer Erklärung des Stilunterschiedes suchen, der den D. von den historischen Werken des T. trennt, — oder aber wir sehen uns genötigt, die Autorschaft des T. überhaupt fallen zu lassen und einen unbekannten Zeitgenossen desselben als Vf. anzunehmen. Nur wenn wir D. und Geschichtswerke durch eine genügend bemessene Spanne Zeit von einander scheiden, werden wir den Schritt vom Dialogus zu Agricola und Germania, zu Historien und Annalen verstehen. Diesen Standpunkt vertritt zum ersten Mal mit Nachdruck Steiner, während wir bei den meisten seiner Vorgänger, wie Orelli, Doederlein, Thiersch u. a. eine sorgfältige Be-

gründung ihrer Anschauung vermissen. Auf S. 18 in Steiners Essay heisst es:

> „Ist der D. nach Dom. geschrieben, so ist er gar nicht von T. geschrieben; denn T. konnte damals nicht mehr so schreiben, wie der D. geschrieben ist. Wir sind hier an einem Punkte angelangt, mit welchem die ganze Autorschaft des T. steht und fällt, was sich die wenigsten Neueren scheinen klar gemacht zu haben, weil sie sonst nicht die Abf. des D. so spät angesetzt und dabei doch den T. als Vf. hätten fortbestehen lassen. Die grosse Verschiedenheit der Schreibart des D. von dem sonstigen T. ist und bleibt trotz dem Hin- und Herreden unerklärlich, wenn man nicht das eine Hauptmoment . . . . noch dazunimmt, dass nämlich T. den D. in seiner Jugend, die andern Schriften in einem viel späteren Mannesalter verfasst hat."

Wie schon bemerkt wurde, verführte bereits den Lipsius und seine Anhänger der offenbare Mangel an Ähnlichkeit mit dem Stil der Annalen, die tacit. Echtheit des D. anzuzweifeln. Man sah die Tatsache des Stilunterschiedes und wurde deshalb irre an der Autorschaft eines Mannes, den man als den Vf. der Annalen kannte, statt dass man sich die Mühe genommen hätte, nach einer logischen Erklärung dieser Differenz zu suchen. Es ist erstlich nicht zu vergessen, dass es verkehrt wäre, wenn man an einen dramatischen Dialog den gleichen Massstab der Beurteilung anlegen wollte, wie an eine Aufzählung von Geschehnissen. Dies gab schon Orelli in seiner Ausgabe, Zürich 1830, Veranlassung zu schreiben: „aliam orationeu exigit narratio rerum, aliam disceptatio quaestionis alicuius. Boni scriptoris est utrumque genus intellectu distinguere, alterutro uti, excellentis vero parem esse in utriusque orationis facultate. Atqui ego Tacitum

excellentem dicendi artificem existimo, tam vi naturae quam arte doctrinaque. Quid mirum igitur, si in dissimillimo genere dicendi sibi ipsi dissimillimus fuit?" Verschiedenheit der behandelten Stoffe bedingt eine verschiedene Ausdrucksweise (cf. Gudeman) —, das ist eine logische Forderung, die nicht erst eines umständlichen Beweises bedarf. Aber vor allen andern Dingen bringt die beste Erklärung der Zeitunterschied, den wir nach Massgabe der oben besprochenen Umstände zwischen D. und die beiden zunächst folgenden Schriften des T. legen müssen. Ich stimme Steiner (p. 14) gerne zu, dass der Hinweis darauf, der Vf. habe sich seiner persönlichen Eigentümlichkeit entäussert und lasse die Personen in der ihnen eigentümlichen Weise sprechen, nur Einiges, durchaus aber nicht Alles erkläre. Auch Weinkauff verwertete 1857 (p. 9) diesesMoment. Aber es ist leicht, dem Dialogisten Vorwürfe über Tautologieen, Pleonasmen u. s. w. (wie Eichstädt, Gutmann u. a.) zu machen, wenn man sich nicht entschliessen kann, naeh einer überzeugenden Erklärung zu suchen, wle sie Wölfflin (Philol. XXV—XXVII), Dräger (Üb. Syntax u. Stil d. T., Lpz. 1868, 3. A. 1882), Weinkauff (p. CLXV), Teuffel (Fleck. Jahrb. 1858 p. 285; Einl. zu s. Übers. 1858 p. 16 ff.) u. a. gegeben haben. Bahnbrechend und einschneidend wirkten in erster Linie die Aufsätze Wölfflins, die denn noch in neuerer Zeit, wie wir sehen werden, Angriffe erfuhren.

Im Philol. XXV, 120 ff. entwickelt nämlich Wölfflin, dass man am besten in die Individualität des T. eindringe, wenn man sich die Entwicklung der für ihn am meisten charakteristischen Eigenschaften: der varietas, brevitas und des color poëticus vor Augen führe (cf. Böttichers Lex. Tac. Berol. 1830). Wölfflin empfiehlt für varietas zu setzen copia verborum. „Das Streben, immer etwas Neues zu bieten und die gewohnten Pfade zu verlassen, ist eben die Triebfeder für die beständige Fort-

entwicklung des Stiles (genetische Entwicklung)". Es wird dann sehr hübsch das allmähliche Aufhören der im D., Agr. und Germ. noch fühlbaren ciceronianischen Symmetrie demonstriert. Die Annalen haben zwar die Symmetrie und Egalität, die regelmässigen architektonischen Proportionen nicht völlig verdrängt, wohl aber ihr als überlegenen Gegner das Prinzip der variatio an die Seite gestellt. In den ersten Schriften überwiegen die strengen Gegensätze (cf. D. 31: de iusto et iniusto), in den ann. stellt sich die variatio ein (1, 48: innocentes et noxios) — doch ist auch in den ann. die Symmetrie noch nicht ganz verdrängt. Im D. lesen wir sive — sive, im Agr. seu — seu, während die variatio „sive — seu" zuerst Germ. 34, Hist. I, 14. 39. 90 etc. auftritt. Pleonasmen und Tautologieen — vgl. hierzu auch Jansen, Groningen 1878, p. 81: . . . „haec nobis satis constant: . . . Taciti historica scripta pervolutantibus saepe occurrere eius sermonis non incertas reliquias, quo adulescens Ciceronis gratum, facile, aequabile dicendi genus exprimens, dialogum confecerit." —, die zwar überhaupt nicht in T. Art lägen, fänden sich doch noch im D., in den historischen Schriften jedoch nicht mehr. — So führt Wölfflin in anschaulicher Weise die einzelnen Stufen der tac. Stilentwicklung vor, und es gelingt ihm, was er sich Philol. XXV, 96 zur Aufgabe setzt, der Nachweis, „dass in dem Stile des T. nicht nur das Individuelle von dem der Zeit Angehörigen zu scheiden ist, sondern dass das erstere Element in den früheren Schriften noch weniger zur Geltung kommt, sich im weiteren Verlauf des Schreibens stärkt, und dass schliesslich T. in den Annalen, wir wollen nicht sagen am besten schreibt, aber eben erst recht der wahre T. ist. Daneben stehen wir auch in der Voraussicht, dass das Prinzip der stilistischen Genesis, innerhalb der historischen Bücher nachgewiesen, auf den dialogus übertragen die Zweifel über die Autorschaft des

T. nicht unbedeutend vermindern, und dass es uns gelingen werde, neben der allerdings grossen Verschiedenheit zwischen dem D. und den hist. Schriften auch die trotz einem 20jährigen Zwischenraum doch noch nicht ganz zerrissenen Fäden zu verfolgen, welche den D. wenigstens mit den ersten historischen Schriften verknüpfen." Und es ist ihm gelungen. Ich zähle diese Theorie Wölfflins, dass die stilistische Verschiedenheit als Resultat einer folgerichtigen Entwicklung zu verstehen sei, zu dem Bedeutsamsten und Kraftvollsten, was sich je im Verlauf der um den D. ausgebrochenen Literaturfehde an Theorieen und Ergebnissen hervorgewagt hat, und ich konnte es daher nicht unterlassen, ihr einen so breiten Raum in meiner Abhandlung zu gewähren.

War auch die Theorie, welche die epochalen Untersuchungen Wölfflins hervorrief, nicht neu, so war ihr doch erst von ihm die wissenschaftlich wohlfundierte Basis gegeben worden. Denn schon 10 Jahre vorher hatte W. S. Teuffel in der Einl. zu s. Übers. d. D. Stuttg. 1858, p. 16 ff. in glänzender Sprache die später von Wölfflin so trefflich begründete Auffassung vertreten. Leider muss ich es mir versagen, hier die prägnanten und klaren Sätze Teuffels in ihrem ganzen Umfang wiederzugeben. Doch möge mir ein gedrängtes Referat gestattet sein! Teuffel erklärt, der Vf. komme frisch her vom Studium Ciceros, dessen Fülle und Rundung er nachzubilden suche; das Fortwirken dieser vorzugsweise aus klassischen Quellen geschöpften Bildung des Vf. liessen aber auch die andern tac. Schriften erkennen, jedoch in abnehmendem Mass, bis dann die spezifische Eigentümlichkeit des Stiles seiner Zeit, die Zerhacktheit und epigrammatische Kürze, in den Jahrbüchern mit grossartiger Virtuosität ausgeprägt erscheine. Seite 18: „Nur ein Blinder kann die ganz wesentlichen und charakteristischen Punkte der Gleichheit und Ähnlichkeit verkennen, und nur plumpes Zutappen

kann aus jenen Differenzen auf Verschiedenheit des Vf. schliessen, statt sich des Glückes zu freuen, dass uns von einem denkwürdigen schriftstellerischen Entwicklungsgang die beiden Endglieder wie Mittelstufen erhalten sind.“ — und weiter unten: „ . . . Zu dem gleichen Ergebnis führen auch die manichfachen stilistischen Unfertigkeiten, die Enge des Sprachschatzes, welcher gewisse Ausdrücke und Wendungen unermüdlich wiederholt und namentlich im Gebrauch des ipse peinlich freigebig ist, die teilweise leere Häufung von Synonymen und so manches Gesuchte und Geschraubte der Diktion: Eigenheiten, welche unsern D., gegenüber von den andern Schriften seines Vf., als eine — aber wahrlich glänzende — Erstlingsschrift des T. bezeichnen und die von ihm durch weitere Studien, Selbstkritik und Bemerkungen Anderer als Mängel erkannt und in seinen späteren Schriften beseitigt worden sind.“ — — Es ist klar, dass sich ein Umschwung, ein solcher Fortschritt im Stil nicht über Nacht vollziehen konnte und vollzogen hat; wer aber im Jahre 98 den Stil des Agricola beherrscht, schreibt keinen ciceronianischen Dialog mehr, selbst die vorzügliche antike rhetorische Durchbildung, die so vielfach herangezogen wird und herhalten muss, erklärt da nichts mehr. Mit der Annahme eines rhetorischen Kunststückes nach Domitians Tod begeben wir uns auf das Gebiet des Unpsychologischen, innerlich Unwahren. Nein — ein längerer Zwischenraum und vor allem ungewöhnliche Erlebnisse und Ereignisse müssen diesen Unterschied bei einem und demselben Schriftsteller herbeigeführt haben. Doch darüber sprechen wir ja noch eingehend in einem eigenen Kapitel. — — —

Wenn ich also die Schrift in den Ausgang der Regierung des Titus verweise, so erachte ich damit die Vorbedingung zum Verständnis des literarischen Vorgangs, dem wir gegenüberstehen, für gegeben, — andern-

falls wären wir vor ein Rätsel gestellt, dessen Lösung nur in der Annahme eines unbekannten Vf. zu suchen wäre. Die Diskrepanz des Stiles neben den bereits dargelegten äusseren und inneren Gründen verbietet uns daher die Ansetzung der Schrift nach Domitian. Es ist demnach nur ein folgerichtiger Schritt, wenn z. B. Eichstädt (Quaest. philolog. Spec. VI. Jenae 1839), Andresen (Einl. p. 4) und Sauppe (Philol. XIX 1863, p. 256 ff.), nachdem sie sich für die trajanische Epoche entschieden haben, auch die Autorschaft des T. verneinen und damit das Problem der Verfasserfrage als ungelöst unentschieden lassen müssen.

Auch bei den Literarhistorikern haben die Untersuchungen Teuffels, Wölfflins, Drägers und ihrer Nachfolger nicht allerseits zustimmende Beurteilung erfahren. So blieb Bernhardy (Röm. Lit. 1872 [5] p. 859 ff.) hartnäckig bei dem in der 3. A. von 1857 p. 712 entwickelten, für T. negativen Endurteil bestehen, und in neuester Zeit befindet sich Schanz im Lager derer, die eine neue Theorie auf den Plan geworfen haben. Teuffel-Schwabe dagegen, 5. A. Lpz. 1890, tritt für die vorgetragene Erklärung in Schranken.

Gleichwohl weist die Geschichte des Dialogusstreites auch Beispiele von solchen auf, welche trotz Eintretens für die nachdomitianische Zeit an der tacit. Autorschaft festhalten, so vor allem A. G. Lange (Beckii Acta sem. phil. Lips. 1811, I, p. 77 sqq.) und sein Schüler K. Th. Pabst (Dialogusausg. Lpz. 1841). Allerdings die Gründe zu dieser Stellungnahme sind völlig unzulänglich. Lange meint, um nur eines herauszugreifen, p. 84: „nam ab homine iam maturioris aetatis scriptum esse librum ipsa praefatio docet, quum minime credibile sit Justum illum Fabium ab adolescente rei gravissimae causam saepius requisivisse.“ Allein er vergisst dabei oder lässt unberücksichtigt, dass T. a. 81 schon 26 Jhr. (vielleicht noch

mehr) zählte, so dass der Fiktion, der Aufforderung durch Justus Fabius, durchaus kein Hinderungsgrund entgegenstand. Und wenn er weiter argumentiert, T. habe wohl in einem leichten, sogar heitern Stil schreiben können, wenn er nur wollte, „is, qui teste antiquo grammatico facetias scripsit“ — so erledigt sich dieser Einwand mit dem Hinweis darauf, dass der Glaubwürdigkeit des Grammatikers Fulgentius gegenüber, der diese unverbürgte und späterhin nie ernstlich diskutierte Nachricht gibt, ein gewisser Skeptizismus seine gute Berechtigung hat (cf. Schanz, röm. Lit.-Gesch. 1901, p. 251). — Von diesem Standpunkt aus betrachtet, müssen also Langes und Pabsts Arbeiten als gescheitert gelten, wenn auch keineswegs verkannt werden soll, dass auch sie, besonders Lange, neues und fördersames Material erbrachten.

Eine eigene Stelle für sich nimmt Nipperdey ein. Während er sich in der 1. A. s. Annalenausg., Lpz. 1851, p. VII für die Abfassung des D. unter Titus um das Jahr 81 entschieden hatte, änderte er plötzlich diese seine Meinung in der 3. A. Berlin 1862, p. VIII, und legte die Abfassung — bewogen durch das ihm für a. 81 unlogisch dünkende iuv. adm. und durch die unbewiesene Identität des Maternus mit dem a. 91 hingerichteten Deklamator gleichen Namens — zusammen mit Agricola und Germania. Nachdem er p. XXXII (6 A. p. XXXVIII) den Stil des D. charakterisiert und das Einzige auszusetzen gefunden hat, dass der Ausdruck bisweilen zu reichlich ist und dasselbe zu oft mit gleichbedeutenden Worten gesagt wird, fährt er fort: „Dies liegt wahrscheinlich in der Absichtlichkeit, mit der T. seinem Stil das ciceronianische Gepräge zu geben gesucht hat. Es scheint, dass er, dessen Schreibweise überhaupt eine bis ins Einzelnste bewusste und absichtliche ist, diese von ihm schon früher geübte Stilgattung noch einmal versucht hat, weil er den Stil seiner übrigen uns erhaltenen Werke

einer Unterredung im Freundeskreise, wie sie der D. darstellt, und den meisten darin auftretenden Personen nicht angemessen fand."

III. Die neue Stiltheorie.

Mit seiner Erklärung des Stilunterschiedes ist Nipperdey der Vorläufer einer neuen Theorie geworden, für die sich in den letzten Jahren namhafte Gelehrte erhoben haben. Es sind dies hauptsächlich Eduard Norden (Ant. Kunstprosa I, 1898, p. 321 ff.), Friedr. Leo (Gött. gel. Anz. 1898 p. 178 ff.), v. Wilamowitz-Möllendorf in einer Abhandlung „Asianismus und Attizismus" im Hermes 1900 (p. 25) und Martin Schanz (Iwan von Müllers Handbuch 8, 2, 2 pag. 213 ff.) bei der Besprechung des Dialogs in seiner Literaturgeschichte. Während sich Nipperdey mit der nackten Darlegung seiner Ansicht begnügt, ohne genügende Anhaltspunkte für einen vollgiltigen Beweis beizubringen, ist von seinen (übrigens von ihm völlig unabhängigen) Nachfolgern — wenn ich sie schon so nennen darf — auch eine wissenschaftliche Begründung ihrer Hypothese versucht worden.

Die neue Theorie Nordens, Leos und ihrer Anhänger behauptet, der Schluss von der Stilverschiedenheit zweier Werke des nämlichen Autors auf eine verschiedene Abfassungszeit sei keineswegs zwingend; denn der Stil des antiken Menschen sei nicht mit diesem verwachsen, sei kein Ausfluss seiner ureigensten Individualität, sondern er sei „erlernt", blosse Kunst, so dass jeder schon aus der Vorschule als grösserer oder kleinerer Stilvirtuose hervorging. „Was hat es für Mühe und Zeit gekostet, dass begriffen wurde, wie Tacitus gleichzeitig den Dialog im Stile des ciceronianischen Dialogs, den Agricola in dem des Enkomions (Prototyp Xenophons Agesilaos, Polybios' Philopoimen), die Germania in dem der ethnographischen Ekphrasis (Ahnenreihe: Herodot, Theopomp,

Timaios, Poseidonios, Sallust) verfassen konnte.“ (v. Wilamowitz, Hermes 1900 p. 25). Demnach konnte T. in jeder Periode seines Schaffens, selbst als er seinen ausgeprägten Originalstil bereits ausgebildet hatte, einen Dialog wie den vorliegenden schreiben mittels der Hilfsmittel, die ihm die Schulung bei den Rhetoren an die Hand gab.

Hören wir sie selbst!

Norden stellt den Satz auf: „stilistische Argumente (ich verstehe unter Stil nur das, was die Alten darunter verstanden, also alles rein Sprachliche, Grammatische und Syntaktische ist ausgeschlossen) berechtigen uns weder, eine Schrift einem Autor abzusprechen, noch sie in eine bestimmte Lebensperiode desselben zu setzen“, erhebt dann weiter die Frage: „Welchen Einfluss hatte im Altertum die Individualität des Schriftstellers auf seinen Stil oder wie weit gilt auch hier Buffons Ausspruch: „le style est l'homme même?“ und beantwortet sie in seinem Sinn: „Zwar hatte auch das Altertum ein Sprichwort οἷος ὁ τρόπος τοιοῦτος καὶ ὁ λόγος . . . aber wir können nicht verkennen, dass der Satz in der Praxis nicht so grosse Bedeutung hatte wie bei uns. Stil war damals erlernte Kunst, deren Regeln im allgemeinen keiner seiner Individualität zu Liebe übertreten durfte, wie ja überhaupt das Altertum in viel höherem Mass als die moderne Zeit vom Individuum die Unterordnung seiner Eigenart unter die Autorität der von hervorragenden Kunstrichtern sanktionierten Tradition, die Zurückdrängung des Genialischen verlangt hat. Daraus ergibt sich zweierlei: 1. Die Individuen treten zurück hinter allgemeinen Richtungen der Zeit, deren Repräsentanten sie sind. 2. Ein und derselbe Schriftsteller konnte nebeneinander in ganz verschiedenen Stilarten schreiben, indem er bald diese, bald jene ἰδέα verwandte, je nachdem sie ihm für das vorliegende Werk zweckent-

sprechend erschien.“ Mit ihm stimmt Leo, p. 178, gänzlich überein: „Dass die Gattung ihren eigenen Stil hat, ist ein ursprüngliches Kunstgesetz, das an sich weder eine schematische Formbeschränkung auferlegt, noch die Möglichkeit voraussetzt, dass ein Mann mehrere Stile in sich vereinige. Erst die rhetorische Technik tat dem individuellen Ckarakter des Schriftstellers Gewalt an und forderte überdies von ihm, dass er jede Rolle spielen könne, aber doch erst, nachdem sie nicht nur in der rednerischen, sondern in der gesamten Bildung durchgegriffen hatte. Das bewegende Motiv dieses Teils der rhetorischen Schulung ist die μίμησις“. Und Seite 181 unten heisst es: . . . . „Denn wenn man den Stil als Ausdruck der schriftstellerischen Persönlichkeit ansieht, so führt vom D. zu Agricola und Historien schlechterdings keine Brücke. Dagegen konnte der Mann, dessen persönlicher, aus dem Stil seiner Zeit erwachsener Stil uns in den Historien entgegentritt, als Kind seiner Zeit in jedem Abschnitt seiner schriftstellerischen Laufbahn einen Dialog in ciceronianischem Stil schreiben . . .“.

Man muss sagen, dass dieses Problem, trotzdem dass es uns Moderne so ganz fremd anmutet, etwas Bestechendes an sich hat. Mit graziöser Leichtigkeit schwingt sich diese Theorie hinweg über die mühsamen und difficilen Untersuchungen Drägers, eines Wölfflin und macht sie — scheinbar — illusorisch. Allein wir wollen näher zusehen!

Dass man anders zum Volk redete, wie Norden meint, anders zur Festversammlung, anders eine Leichen- als eine Gerichtsrede, anders einen Brief als eine Beschreibung oder ein Märchen stilisierte, glaube ich ihm gerne. Tun wir das heute nicht mehr? Es nimmt uns also auch nicht Wunder, wenn der panegyricus des Plinius (cf. Leo p. 177 unten) in einem andern Stil zu uns redet als die plinianischen Briefe; im Gegenteil, wir

empfinden sogar die Notwendigkeit zu dieser Stiländerung, die gleichwohl die Individualität des Verfassers der Briefe auch dort erkennen lässt. Leo zitiert noch viele Namen (meist griechischer Schriftsteller), bei denen ein ähnlicher Fall vorliege wie bei Tacitus; ich bin leider bei der Mehrheit derselben momentan ausser stande, durch exakte Nachprüfung ein striktes Urteil zu fällen. Allein er nennt dabei auch Arrian: ist es des grössten römischen Historikers würdig, ihn in Vergleich mit einem Arrian zu setzen, den Wilamowitz (Hermes 1900 p. 26) als „chamäleonhaften Stilisten“ bezeichnet? Und dann schreibt A. vor allem griechisch, und es fragt sich, inwiefern und inwieweit dieser Schriftsteller seine Quellen und Vorbilder (z. B. Xenophon) benützt hat uud von deren jeweiligem Stil abhängig ist.

Dass jedoch die von diesen neueren Gelehrten vertretenen Anschauungen einen gewissen Kern haben, mag immerhin zugegeben sein. Gewiss war die Schulung, wie sie die Rhetorik bot, für einen Durchschnitts- und Dutzendmenschen, der es ja auch später zur Bekleidung von Staatsämtern bringen mochte, nur praktisch und angebracht; ihm musste der vorliegende Typus nur willkommen sein, er konnte es nur angenehm empfinden, wenn ihm bei jedem andern γένος, vor das er gestellt wurde, auch eine andere λέξις zu Gebote stand. Können wir uns dagegen den mehr als 40jährigen T., den gereiften Mann, der kurz nachher seine Geschichtswerke schrieb, deren eigenartig seriöser Stil, in den sein ganzes Ich verwoben war, uns heute noch in seinem Banne hält, können wir uns diesen genialen T. vorstellen, wie er heute die ἰδέα ‚a‘ und morgen die ἰδέα ‚c‘ handhabte? Und sollte man mir ob dieser Worte Abgeschmacktheit, Trivialität vorwerfen — diese Theorie zwingt zu dieser Forderung, „wonach T. im Stadium einer politisch und philosophisch voll ausgeprägten und in sich abgeschlos-

senen Persönlichkeit noch Lust verspürt hätte, den Mummenschanz der sophistischen Schulübungen zu erneuern und ein Schulthema dialogisch im alten Stil zu bearbeiten. So hoch uns der D. steht, so wenig wahrscheinlich ist, dass für einen solchen Gegenstand in solcher Form der T. der trajanischen Epoche noch Stimmung gehabt habe" (Schmid, Berl. Phil. Wochenschr. 1899, Sp. 233). T. vermochte seinen Originalstil nicht über Nacht zu schaffen, dieser reifte vielmehr allmählich als das Produkt einer Entwicklung von Jahren. Die Annahme, dass ein Historiker, der mitten im besten Schaffen steht, plötzlich den Seitensprung zu einem rhetorischen Kabinettstückchen macht, scheint mir doch aller Psychologie Hohn zu sprechen. Lag für den Gelehrten, der dem Staatsleben den Rücken gekehrt hatte, auch nur der mindeste innere Grund hierzu vor? Ja — leichter wäre es allerdings mitten in seinem Wirken als Geschichtsschreiber für ihn dann gewesen, einen ciceronianischen D. zu schreiben, wenn sein historischer Stil ein gemachter, ein gesuchter gewesen wäre, also mit seinem innersten Wesen nur in losem Zusammenhang gestanden hätte; so aber spiegelt dieser Stil treu die Seele und Eigenart des Verfassers wieder, und ein Mann, der einmal diesen einzigen, herben und feierlichen Stil sein eigen nannte, hätte zu dieser Zeit sich nur schwer wieder hineinfinden können in die leichte, flüssige Sprache Ciceros, die er vor Jahrzehnten als junger Student der Rhetorik hatte üben und pflegen müssen. Dass das Altertum in höherem Masse als die moderne Zeit vom Einzelnen Unterordnung der Individualität unter die Tradition forderte, soll keineswegs verkannt werden; dass es die Zurückdrängung des Genialischen verlangt hat, heisst zu viel behaupten: das Genie wird sich nie in die Grenzen der Ueberlieferung bannen lassen — das macht ja gerade das Wesen des Genies mit aus! — und auch im Altertum hat es sich

kraftvoll über die Überlieferung hinweggesetzt, wofür das Beispiel des Tacitus selbst das beste Zeugnis gibt. Warum wollen wir ihn also nicht als Genie empfinden?

Die modern-elegante Hypothese baut sich auf nicht wegzuleugnende Tatsachen auf, verfällt jedoch dem verführerischen Fehler der Verallgemeinerung, der sie durch Trugschlüsse in logischer Konsequenz zu irrtümlichen Endzielen sich verirren lassen muss. Sie wird zweifelsohne noch viel Staub aufwirbeln — ob man aber dem jungen Kinde ein langes Leben vorhersagen darf? Nur einige wenige haben sich zu ihr geäussert, so John (D. Ausg. p. 10 Anm. 20), W. Schmid in Note 63 p. 42 seiner akademischen Antrittsrede (die griech. Renaiss. in d. Römerzeit Lpz. 1898) und in der Besprechung des Nordenschen Buches (Berl. Phil. W. 1899, Sp. 233) und Schwabe in einem Artikel „Cornelius Tacitus" in Pauly-Wissowas Realencyclop. 4. Bd. 1901, Spalte 1571. Sie alle weisen die neue Theorie zurück. John sieht mit Recht in der neuen Auffassung eine „Veräusserlichung der stilistischen Formengebung, die gerade auf T. am wenigsten zutrifft". Tacitus „hätte den Anforderungen der Stilgattung genügt, wenn er Cicero nur in dem Umfang zum stilistischen Vorbild genommen hätte, wie er in seiner Geschichtschreibung Sallust nachgeahmt hat. Wenn er dagegen im D. weit darüber hinausging und Cicero auch im Sprachgebrauch zu erneuern gesucht hat, so erklärt sich dies teils daraus, dass er, wie er sich selbst bewusst war (A. 3, 17), noch keinen eigenen Stil hatte, teils aus dem Zusammenhang mit der stilistischen Reformbestrebung seiner Zeit, die nicht an die Gattung des Dialogs gebunden war. Dass aber T. in seinem D. für den Klassizismus und gleichzeitig in seinem Geschichtsstil dagegen gewirkt, ist undenkbar." Gerade der letzte von John konstatierte Widerspruch erscheint mir von nicht geringer Bedeutung. Auch Schwabe hegt gegen

das Problem die erheblichsten Zweifel, „auch im Hinblick auf den Charakter des T., der einer solchen Spielerei der Schule und zwar in reifem Lebensalter wenig geneigt und zugänglich sein konnte“.

Gegen Nipperdey, der in der 3. Aufl. im Prinzip die gleiche Anschauung wie Norden u. a. vertrat, hatte schon Bernhardy (p. 859) sich gewandt: „Für die Hypothese, dass T., als er einen verschiedenartigen Stoff in späterer Zeit übernahm, auch den Charakter des Stils mit Bedacht gewechselt habe, spricht kein zweiter oder analoger Fall in der antiken Literatur; wir kennen keinen bedeutenden Mann, der mit Bewusstsein oder aus Willkür in solchem Grade die sprachlichen und stilistischen Mittel vertauscht hätte“. Die letzten Worte besonders könnten gerade so gut gegen Schanz gesprochen sein, der analog Leo den D. als „eine mit Bewusstsein vollzogene künstlerische Tat“ auffasst (vgl. dageg. Gudeman, p. XLV, Anm. 93); „der Stil im D. wäre demnach offenbar der, welchen er als Redner, als Sachwalter in Anwendung brachte, welcher ihm zur Natur geworden war“. Dieser Satz fordert logischer Weise den zweiten Gedanken, dass dagegen der Stil der hist. Schriften ein „künstlich gemachter“ war, und die erste Auflage folgert auch richtig in diesem Sinn, während die 2. A. mildern zu müssen glaubt: . . . „dagegen die historischen Schriften erforderten einen ganz andern Stil, und T. hat sich denselben zwar im Anschluss an die Kunstprosa seiner Zeit, doch mit eigenem Gepräge gebildet. Das Problem besteht also nicht darin, die Stilverschiedenheit des D. zu erklären, sondern die der historischen Schriften“. Schanz berührt sich sonach mit Leo, welcher p. 181 gegen Wölfflin bemerkt, man dürfe die unterscheidenden Stileigenschaften der drei kleinen Schriften unter einander und besonders die des Dialogs den hist. Werken gegenüber nicht unter denselben Gesichtspunkt bringen. Warum? Weil der D. „eine mit

Bewusstsein vollzogene künstlerische Tat“ ist, die Geschichtswerke aber einen selbstgeschaffenen Kunststil aufweisen? Es will etwas ganz andres sagen, wenn Weinkauff p. CXXXI schreibt, der Vf. habe im D. „mit Absicht eine offenbare Kunststudie geschaffen“ — gewiss: als T. den D. herausgab, da stand er noch unter dem Einfluss Quintilians, den er ja wahrscheinlich auch zu seinen Lehrern zählte, und dessen Reformbestrebungen, die die Rückkehr zu Cicero zum Ziele hatten. Damals wusste der junge Tacitus noch nicht, dass er dereinst ganz andere Bahnen wandeln und als echt Moderner den ciceronianischen Klassizismus ignorieren würde.

Daher fällt auch Leos Hypothese in der Kaisergeburtstagsrede „Tacitus“ (Göttingen 1896, p. 9), T. habe in den 3 Erstlingsschriften den Stil des Sallust, Seneca und Cicero nachgeahmt, um dadurch zuerst, bevor er seine eigenen Wege ginge, der Welt zu dokumentieren, dass es leicht möglich sei, in diesen Richtungen zur Meisterschaft zu gelangen, in sich selbst zusammen. Der Schriftsteller T. als Mensch und Künstler betrachtet muss bei dieser Auffassung der Dinge notwendig verlieren, — denn das würde kalt lassenden, nüchternsten Mechanismus bekunden. Und dann wären die 3 kleinen Schriften nicht geeignet gewesen, die Kunstanschauung eines ganzen Zeitalters wankend zu machen, wohl aber waren es die Annalen: T. musste sich als geistvoller und klarer Kopf dessen bewusst sein; er bedurfte also, nur um gleichsam Belege für seine Bewandertheit im alten Stil zu geben, der 3 Erstlinge nicht, denn die Annalen schlugen auch ohne diese eigenartige Entschuldigung und Art von Selbstrechtfertigung ein. Er stand wohl bei der Abfassung der 3 kleinen Schriften noch unter dem Banne traditioneller Kunstanschauung, aber sie repräsentieren nichts Gewolltes; T. bildete unbewusst allmählich den Stil aus sich heraus, der ihn so gross vor uns stehen lässt, wäh-

rend Quintilians Bestrebungen, denen er selbst in seiner ersten Periode gehuldigt, im Sande verlaufen.

„Nordens Versuch (ant. Kunstpr. I 322 ff.), den Dial. herunterzudatieren, halte ich für misslungen“ erklärt W. Schmid, Renaiss. p. 42 adm. 63: „nicht blos des Stiles wegen muss er eine Jugendschrift sein, sondern noch viel mehr des Inhalts wegen (Hirzel, der Dialag II 55 ff.): er zeigt den Tacitus schwankend zwischen Rhetoren- und Dichterberuf“. Damit weist Schmid auf einen neuen für die Entscheidung der Zeitfrage nicht unerheblichen Punkt hin, den ich absichtlich bisher noch unberücksichtigt liess. Die Vermutung, dass T. mit dem D. ein Programm an das Publikum habe hinausgehen lassen, scheint mir zum ersten Mal offen ausgesprochen zu sein bei Teuffel in der bereits zitierten Einl. z. s. Übers. zum D., wieder abgedruckt in Teuffels „Studien und Charakteristiken“ Lpz. 1871, wo er p. 436 sagt: „Die Schrift gibt die Gründe an, warum T. trotz seiner umfassenden rhetorischen Studien und Übungen nicht der Laufbahn des Redners sich zugewendet, sondern vielmehr die stille Wirksamkeit des Gelehrten und Schriftstellers vorgezogen habe . . .“. T. sah ein, „dass in der Monarchie die Beredsamkeit eine ausgelebte Kunst war“ (Schanz p. 218), er fühlte, dass die Schwingen zu freier Entfaltung ihr genommen waren, und so beschloss er, ihr zu entsagen und sich einem lohnenderen Gebiet zuzuwenden, der Geschichtschreibung. Nun wird allerdings im D. nicht das Lob der Geschichtschreibung, sondern des Dichterberufes gesungen, aber wir sehen den Grund hierzu leicht ein: Maternus, im allgemeinen der Träger der Gedanken des T., hatte sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen und verteidigte nun in der Schrift das Recht seines neuen Berufes, des Dichterberufes. Allein Dichtkunst und Historie schieden die Alten nicht so streng wie wir, beides zählte zum Schriftstellertum und galt als wesens-

verwandt, wie die Stelle bei Quint. X, 1, 31 beweist: „est enim (sc. historia) proxima poëtis et quodammodo carmen solutum . . .; totumque opus non ad actum rei pugnamque praesentem sed ad memoriam posteritatis et ingenii famam componitur.“ Am nachdrücklichsten vertritt diese Auffassung von dem programmatischen Charakter der Schrift Hirzel (D. Dialog Lpz. 1895 II. Bd.). Dort heisst es p. 55: „Der Dialog hat nicht blos historisches, sondern auch persönliches Leben“ und p. 56: . . . „wir ahnen einen inneren Konflikt über die Frage, ob er mehr seiner rednerischen Begabung, dem glänzenden Erfolge des Augenblicks oder den poetisch-historischen Neigungen und einer aus der Ferne winkenden Unsterblichkeit folgen solle . . .“. Auch Leo glaubt p. 170 diese Tendenz des D. annehmen zu dürfen; dadurch dass die Poesie an die Stelle der Historie gesetzt sei, habe die Beziehung das unmittelbar persönlich Zeigende verloren, und seine innerste Natur habe nach der idealeren Kunst gestrebt. Nur Andresen (Einl. p. 3 Anm.) und John (Einl. p. 49) stehen dem Problem skeptisch gegenüber, jener, weil er sich dadurch für die Lösung der chronologischen Frage nichts verspricht, letzterer wohl aus peinlichster Vorsicht, um mit der Abfassungszeit unter Titus in keinerlei Konflikt zu kommen, beide zu Unrecht, wie wir gleich sehen werden.

Leo nimmt an, der D. sei nach Domitian entstanden, und zwar offenbar nicht als erste Schrift (denn dann gälte ja auch im gleichen Umfang wie bei der Annahme der Abfassung unter Titus das Wölfflinsche Prinzip der genetischen Entwicklung!), sondern entweder nach dem Agr. oder der Germ., da ja T. zu gleicher Zeit ganz gut zwei Stilarten beherrschen konnte. Übrigens die direkt erste Schrift nach Domitianus konnte der D. nie sein, da man dann jene Worte im Agr. 3 doch naturgemäss am Anfange des D. erwarten müsste; es würde sich doch

gewiss im D. eine Stelle über die jeglicher Entfaltung freier Beredsamkeit feindliche Epoche des verstorbenen Domitian finden (cf. Weinkauff p. CXIII). Aber ganz abgesehen davon: ist es denn nicht eine innere Unmöglichkeit, dass ein Historiker, nachdem er bereits eine oder zwei historische Schriften an die Öffentlichkeit gebracht hat, dann plötzlich mit einem literarischen Programm hervortritt, das seinen Schritt — die Abwendung vom Rednerberuf — dem Publikum erklären soll? An dieser Schrift hätte doch in diesem Zeitpunkt sicherlich niemand mehr ein Interesse gehabt als vielleicht der Literarhistoriker, den es ja bekanntlich damals noch nicht gab. Und ist es wahrscheinlich, dass der 43jährige Mann, der sich bereits mit dem Gedanken trug, Annalen und Zeitgeschichte zu schreiben, mitten in seinem Schaffen die Zeit gefunden hätte, plötzlich gleichsam eine Erklärung für sein Tun zu geben?

Aber das Vorwort des Agricola, auf das ich soeben verwies, gibt mir auch nur noch eine weitere Handhabe zur Lösung der chronologischen Frage. Aus dieser praefatio lese ich etwas ganz anderes heraus, als es z. B. Kaiser in seiner Dialogusdissertation tut. Er will mit Gewalt nachweisen, dass wohl der Anfang des Agr., nicht aber der Anfang des D. auf „modestia et verecundia“ des Vf. schliessen lasse, wie sie dem geziemten, der seinen literarischen Erstling hinaussendet. Aber Kaiser verzerrt gewaltsam die betreffenden Stellen, die angeblich für seine Annahme von der Abfassung des D. nach Domitian zeugen sollen, und geheimnisst einen fremden Sinn hinein, den die Worte gar nicht haben wollen, so dass der unschuldige Tacitus heute darüber lachen und an philologischer Spitzfindigkeit seine helle Freude haben würde. Seine bescheidene Stellung im D. beweisst dessen Vf., wie schon früher betont wurde, durch die gewählte Einkleidung in ein fingiertes Gespräch, indem er durch

den Mund einiger wohlbekannter Redner zu uns spricht. Der Vf. des D. darf aber nicht „verecundus“ sein, deshalb argumentiert man flugs (Kaiser p. 17): . . . „quia clarissima antiquitatis ingenia ut Plato, Cicero alii, ea forma usi sunt, multo magis erat metuendum, ne, qui dialogum scriberet, iis viris se parem credere videretur, quam sperandum fore ut verecundiae id adscriberetur“. Muss man sich denn aber gleich einem Petrarka, einem Platen an die Seite stellen wollen, wenn man mal, besonders in jüngeren Jahren, den schüchternen Versuch gemacht haben sollte, ein oder zwei oder auch mehr — vielleicht sogar zufällig ganz wohlgelungene — Sonette zu verbrechen? — — Dagegen stellt nach Kaiser (p. 21.) die Stelle Agr. 3: „non tamen pigebit vel incondita ac rudi voce memoriam prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum composuisse. Hic interim liber honori Agricolae soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus“ eine richtige „captatio benevolentiae“ dar, ... „quod proprium est eius qui primum suum opus in lucem mittit“! Man sieht, dass man schliesslich alles beweisen kann — wenn man nur guten Willen hat. Warum soll ein Schriftsteller nicht auch bei seinem zweiten Schriftchen eine gewisse Bescheidenheit und Zurückhaltung sich auferlegen können, zumal wenn etwa seine erste Schrift von der nächstfolgenden durch eine lange Reihe von Jahren getrennt ist, so dass die Generation, die das zweite Werkchen liest, das erste vielleicht nur noch vom Hörensagen kennt? — Mit solch' vagen Mutmassungen ist aber unserer Frage nicht gedient. Mir scheint vielmehr eine andere Stelle im 3. Kapitel des Agr. mit gutem Recht erhöhte Beachtung zu verdienen. Ich glaube hinter diesem „per quindecim annos per silentium venimus“ mehr vermuten zu dürfen als eine blosse Konstatierung der Tatsache, dass T. jetzt 15 Jahre lang literarisch nicht tätig sein konnte. Konnte das Publikum bei einem Schrift-

steller, der zum ersten Mal als Neuling bescheiden mit einem Schriftchen erschien, irgend ein Interesse an der Mitteilung haben, er habe 15 Jahre geschwiegen oder schweigen müssen? Warum aber hatte er vorher nicht geschrieben? Warum die genaue Fixierung der 15 Jahre Domitians, der doch in seinen ersten Jahren kein unedler Monarch gewesen? Nein — das konnte nach meinem Dafürhalten überhaupt nur derjenige sagen, der bereits mit einem gewissen berechtigten Stolz auf eine literarische Leistung hinweisen konnte und in dem Lesepublikum die Hoffnung auf weitere Werke erweckt hatte. Da war aber die Zeit Domitians heraufgestiegen und hatte den Flug der Geister jäh gehemmt. Und als dieser Kaiser nach langen bangen fünfzehn Jahren starb und nun der Autor des dialogus de oratoribus endlich ein zweites Werkchen folgen lassen konnte, da hielt er es mit Recht für angezeigt, im Eingang der neuen Schrift an seinen Leserkreis eine kurze Entschuldigung dafür zu richten, dass sein literarisches Schaffen eine unfreiwillige lange Unterbrechung hatte erfahren müssen. Es ist ganz undenkbar, dass der Agr. dem D. vorausging, sonst musste d i e s e r jene Worte an der Spitze tragen und nicht die ersterschienene Schrift! N a c h dem Agr. aber, der den Übergang zur Historie bezeichnet, kann der D. nicht zu stehen kommen, weil es vom Vf. unlogisch wäre, plötzlich eine Absage an die Rednerlaufbahn ergehen zu lassen, nachdem er bereits seit längerer Zeit mit ihr gebrochen und sich von seiner Anwaltstätigkeit zurückgezogen hat. Ich gebe mich nicht der eitlen Hoffnung hin, dass diese neue, bisher meines Wissens noch nirgends ausgesprochene Hypothese alle bisherigen grossen Bedenken endgiltig zerstreuen wird, aber sie mag doch vielleicht dazu beitragen, schwankende Meinungen sich für die Abfassungszeit unter Titus entscheiden zu lassen.

Ist nun aber der D. vor Domitian geschrieben, so ist der programmatisch-persönliche Charakter der Schrift gar wohl zu verstehen. Ein gefeierter junger Redner erkennt, dass es mit der Beredsamkeit in seinem Zeitalter vorbei sei; er beschliesst, sich der Historie zuzuwenden, und fühlt sich gedrungen, für diesen seinen Entschluss seinen Freunden und Bekannten eine Erklärung zu geben. Dass aber ein Historiker mit einem Dialog vor seinem Lesepublikum debutiert, ist, wie Hirzel II p. 70 mitteilt, in Rom kein einzig dastehender Fall, da auch Livius und Florus zuerst mit Dialogen hervortraten. Da bestieg jedoch Domitian den Thron, und die Pläne des angehenden Historikers können unter diesem Fürsten keine Verwirklichung finden. So sieht er sich also wider seinen Willen, als Schwiegersohn des Agricola dem Kaiser bekannt, genötigt, am öffentlichen Leben auch fernerhin tätigen Anteil zu nehmen, und Tacitus sagt uns ja selbst später, dass seine dignitas unter Domitian eine Vermehrung erfahren habe. Und mit der Annahme der Abfassung unter Titus a. 81 verstehen wir nun auch die flüssige und heitere Sprache des Dialogs, die die Heiterkeit und Sorglosigkeit einer glücklichen Zeit wiederspiegelt. Und nun wird uns auch der grandiose, feierliche und düstere Ton der Sprache der Annalen verständlich. Die Erlebnisse unter dem Despoten Domitian haben ihren unverkennbaren Ausdruck in der Sprache gefunden, die der grosse Historiker nach nun 18jährigem Schweigen a. 98, dem Jahre des Agricola, zu schaffen und auszubilden begann. Der sonnige Jugendtraum der Wiedererweckung von Ciceros graziöser, leichter Sprache war verflogen, die Ereignisse hatten den eindrucksfähigen Mann auf ganz andere Bahnen gewiesen, in denen er mit dichterischer Kraft das Höchste leistete, was je ein römischer Historiker geleistet.

Schluss.

So stellt sich denn die für das Jahr 81 v. Chr. erwiesene Abfassungszeit des Dialogs als letzter hochbedeutender Beweispunkt für die taciteische Autorschaft dar. Ich habe nachgewiesen, dass T. in der Zeit vor Domitian den D. geschrieben haben konnte, nun, nach eingehender Besprechung und Begründung der zeitlichen Fragen, erkennen wir, dass er der Autor der Schrift sein muss. Der geistvollste Schriftsteller der römischen Welt, ein durch die Schule der Rhetorik gross gewordener, gefeierter Sachwalter seiner Zeit, war ohne Frage im stande, im Alter von 26 Jahren einen Dialog zu schreiben, wie den uns erhaltenen. Ich sehe keinerlei Veranlassung, die Abfassung der Schrift unter Nerva oder Trajan zu verlegen — diese Annahme schafft vielmehr unüberwindliche Schwierigkeiten —, sondern nur die Ansetzung der Schrift unter Titus gibt die Möglichkeit, die genetische Entwicklung des taciteischen Stiles vom dialogus de oratoribus bis zu den annales zu verstehen. Ich halte nach wie vor mit Weinkauff an der Anschauung fest, dass wir bei T. zwei Stilarten, einen rhetorischen Jugendstil und den poetisch gefärbten, mächtigen Originalstil des gereiften Mannes streng von einander zu scheiden haben. Die Individualität des Verfassers ist der letzte Erklärungsgrund aller stilistischen Erscheinungen (cf. Dräger, 3. Aufl. p. 129); auch im Altertum bedingten Zeit und Individualität den Stil eines Schriftstellers. So bleibt also kein Grund, der uns zwänge, den Namen des Historikes Cornelius Tacitus, den die Handschriften uns überliefern, abzulehnen.


Lt 1.714.5
Die verfasser- und zeitfrage des Di
Widener Library 004137563
3 2044 085 235 190